

Zeitschrift: Neujahrsblatt / Historischer Verein des Kantons St. Gallen
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons St. Gallen
Band: 30 (1890)

Artikel: Statthalter Bernold von Walenstadt : der Barde von Riva
Autor: Götzinger, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-946511>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Statthalter Bernold von Walenstadt der Barde von Riva.

Von

Ernst Götzinger.

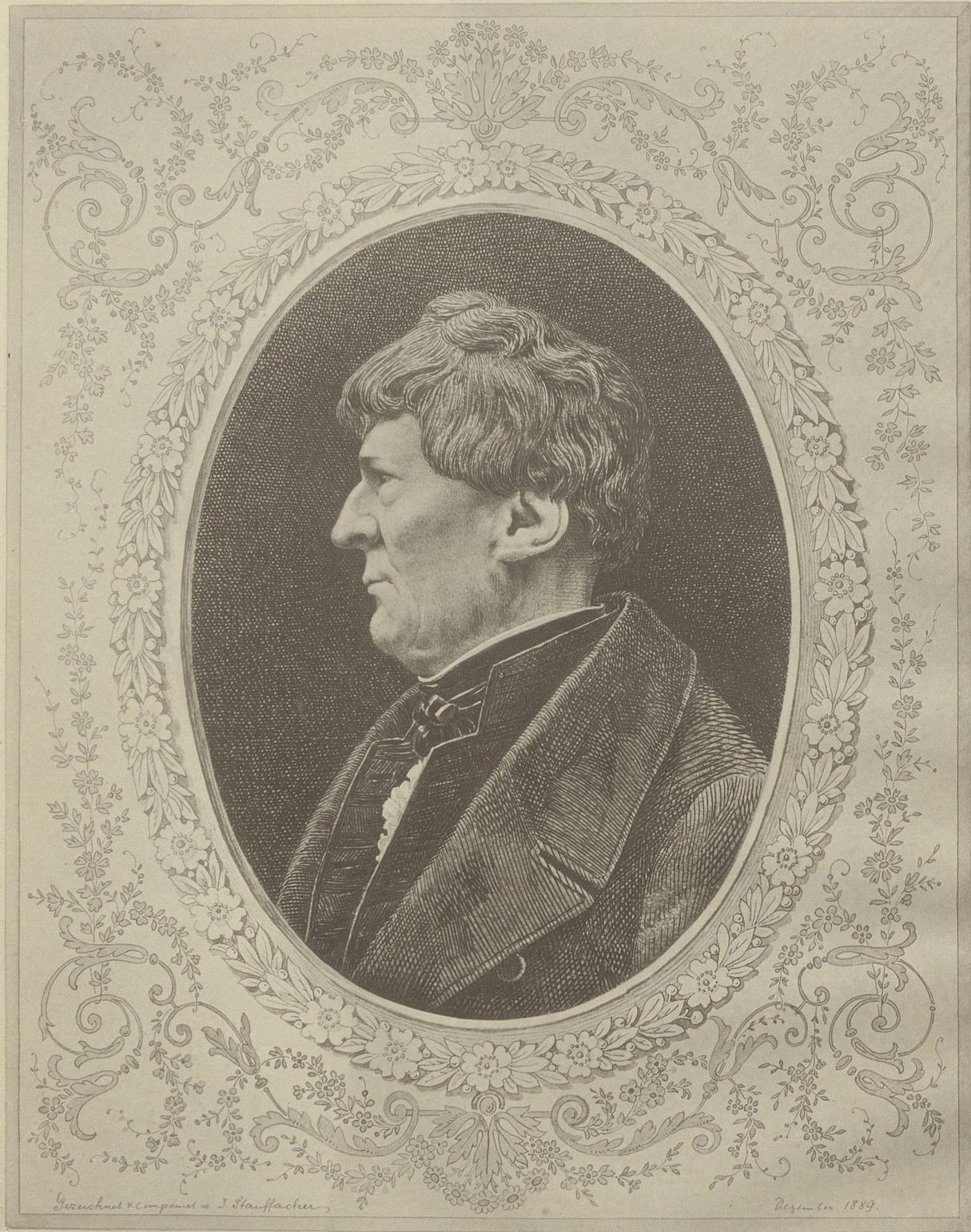
Mit vier Illustrationen von J. STAUFFACHER.

Herausgegeben vom Historischen Verein in St. Gallen.

St. Gallen.

HUBER & COMP. (E. FEHR).

1890.



Gezeichnet & komponirt v. J. Stauffacher

Regenber 1889.

Lichtdruck v. Chr. Bischof.

Der Gottgottesfolle beweist, auf dem ich zuvor 13 Gotts
Wollziehungs-Grenzen wahr. Ich gewihr gern zuv. meines
Personlichkeit w. von allen, was ich als Grenzen gesetzt
gehau, gehauen habe. So ist nicht zu mir so zu wiedern.

Der Gottgottes Leonold.

Statthalter Bernold von Walenstadt der Barde von Riva.

Von

Ernst Götzinger.

Mit vier Illustrationen von J. STAUFFACHER.

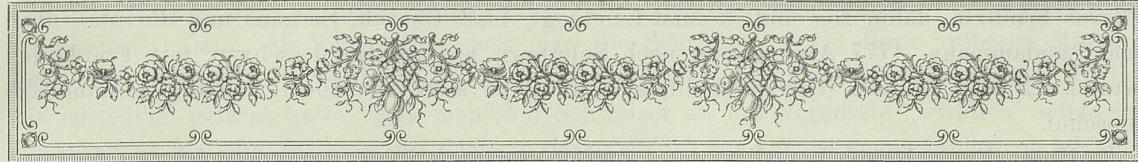
Herausgegeben vom Historischen Verein in St. Gallen.



St. Gallen.

HUBER & COMP. (E. FEHR).

1890.



Die folgenden Blätter sollen nun dem Andenken des Mannes gewidmet sein, dem das Land Sargans für die Befreiung vom Untertanenverbande, für die Einführung und Erhaltung befriedigender staatlicher Ordnung und nicht minder für die Heilung seiner Wassersnot weit-aus am meisten verpflichtet ist. Er selber hat freilich mehr Nachdruck auf ein Verdienst anderer Art gelegt, das ebenfalls mit dem Geiste seines Zeitalters enge zusammenhängt: auf das Verdienst des Dichters. Mag dasselbe uns nachgeborenen Erdenkindern weniger gross vorkommen, so bleibt jedenfalls Verdienst genug übrig, um uns zu veranlassen, ihm in diesen Blättern ein Denkmal der Dankbarkeit und Verehrung zu stiften.

Dem Reisenden, der, von Italien her kommend, von Cur aus die alte Heerstrasse über Ragaz, Sargans und Walenstadt, nach Zürich einschlug, wird das enge Tal von Ragaz bis an den Walensee stets als ein von der Natur hochbegünstigtes Gelände erschienen sein: warme und milde Lüfte, üppige Korn- und Maisfelder, Weinberge, Obstgärten, grüne Matten, strotzige Berge, die sich im Spiegel des Walensees beschauen, ein Volk, das in stillem Fleisse Tal und Höhen bebaut und bewohnt; was ihnen aber seit Jahrhunderten mangelte, war bürgerliche Freiheit und ihre Segnungen; eidgenössische Vögte hausten auf dem Sarganser Schlosse, und als sich die Bewohner im Verlaufe des 18. Jahrhunderts ihres unfreien Zustandes deutlicher bewusst wurden, begann zu gleicher Zeit eine andere Landesnot, Ueberschwemmung und Versumpfung der Talsohle, in deren Gefolge sich als noch schlimmerer Gast das Fieber in den Häusern und Hütten einnistete.

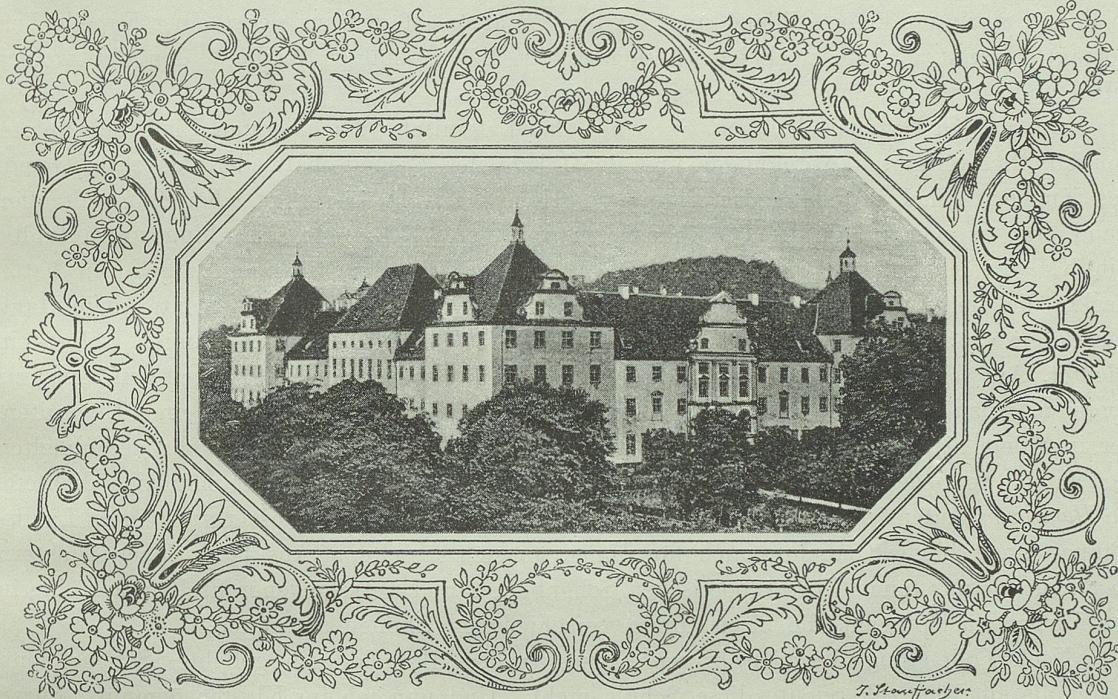
Die folgenden Blätter sollen nun dem Andenken des Mannes gewidmet sein, dem das Land Sargans für die Befreiung vom Untertanenverbande, für die Einführung und Erhaltung befriedigender staatlicher Ordnung und nicht minder für die Heilung seiner Wassersnot weit-aus am meisten verpflichtet ist. Er selber hat freilich mehr Nachdruck auf ein Verdienst anderer Art gelegt, das ebenfalls mit dem Geiste seines Zeitalters enge zusammenhängt: auf das Verdienst des Dichters. Mag dasselbe uns nachgeborenen Erdenkindern weniger gross vorkommen, so bleibt jedenfalls Verdienst genug übrig, um uns zu veranlassen, ihm in diesen Blättern ein Denkmal der Dankbarkeit und Verehrung zu stiften.

Franz Joseph Benedict Bernold war geboren zu Walenstadt den 9. August 1765 als Sohn des Landeshauptmanns Joseph Anton Bernold (1718—1785) und der *Maria Martha*, ebenfalls geborene Bernold (1731—1786). Glieder der angesehenen und seit langem in Walenstadt angesessenen Familie hatten seit dem 16. Jahrhundert öfters das Schultheissenamt bekleidet, so auch der Vater, der zuerst Stadtschreiber war, „ein guter Bürger und Christ“, wie der Sohn ihn nennt. Die Wohlhabenheit der Familie beruhte ohne Zweifel auf Teilnahme an dem hier so wichtigen Speditionshandel. Von den zwei Brüdern des Vaters starb der eine als Offizier in neapolitanischen Diensten; der älteste, *Leonhard Bernold* (1710—1787) war der erste des Geschlechtes, der das von seinem Vater für seine Söhne gekaufte Landrecht in

Glarus benutzte, dahin zog und dreimal Landvogt, nach Uznach, Sargans und Rheintal, dreimal Landammann, 1777 Abgesandter nach Solothurn an den Bundesschwar mit Frankreich wurde. Er war es auch, der das Schloss Nidberg ob Mels zu einem anmutigen Landsitze umschuf.

Unser Franz Joseph Benedict, des Landeshauptmanns Sohn, war von zehn Geschwistern neben drei Schwestern der einzige überlebende Sohn und männliche Erbe. Sonst wissen wir wenig von seiner früheren Jugend. Für den ersten Lateinunterricht, den er vom Stadtkaplan *Lendi* aus Mels erhielt, war er zeitlebens dankbar. Als es sich darum handelte, für den begabten Knaben eine ordentliche lateinische Schule zu bestimmen, entschloss sich der Vater für *Salmansweiler*, wo schon zwei Vettern studierten. Dieses reiche und wohlgeordnete Cistercienserkloster, das auch den Namen *Salem* trug, liegt unweit des Bodensees zwischen Überlingen und dem Heiligenberg, in einer lieblichen und fruchtbaren Gegend; die lateinische Schule erfreute sich damals eines besonders guten Rufes. „Vom Vater begleitet“, erzählt Bernold, „nahm ich tränend Abschied von der mich segnenden Mutter. Unsere Reise gieng morgens auf den Nidberg, wo wir bei des Vaters Bruder, der eben auf dem Landgute war, das Frühstück nahmen; von dort über den Rhein nach Feldkirch, Lindau und nach Salem, wo wir am folgenden Tage nach Mittag anlangten: mir ein unvergesslicher Augenblick! Es war am Allerheiligen-Tage, den 1. November 1777, als eben im Chor die Vesper gesungen wurde. Wie das alles Eindruck auf mich machte! Den Turm (es war der Sitte der Cistercienser gemäss bloss ein Dachreiter, aber von der erstaunlichen Höhe von 200 Fuss) konnt' ich wegen seiner Höhe von weitem schon sehen, ich staunte ihn an wie einen Riesen; ich fiel bei jedem Gegenstande vom Himmel, so neu war alles meinem unerfahrenen Blicke. Kaum war der Chor vollendet, wurden wir beim gnädigen Herrn Prälaten, damals *Anselm II.*, angemeldet. Dieser würdige Vorsteher war ein besonderer Gönner der studierenden Jugend, die unter ihm auch zahlreicher war als nachher, und zwar jenes erste Jahr meines Aufenthaltes am zahlreichsten, indem über 100 Zöglinge sich dort befanden. Wir wurden empfangen wie halbe Bekannte. Schon in der ersten Unterredung interessierte sich der gnädige Herr für mich, und als er hörte, dass ich der Syntax (d. h. der zweiten Stufe des in Klosterschulen gebräuchlichen Unterrichtsplanes, der sich in Grammatik, Syntax, Rhetorik und Physik oder Philosophie gliedert) mich widmen sollte, missriet er's meinem Vater sehr, weil eben ein Student in dieser Schule lerne, der bisher immer die Prämien alle wegschnappte. Der Entschluss war also der Grammatik günstiger. Am sogenannten Aller Seelen-Tag blieb der Vater. Vormittags besuchten wir den Gottesdienst; mich überfiel ein Schauer, so majestatisch kam's mir vor. Nach Mittage führte man uns im Kloster herum und zeigte uns alle Merkwürdigkeiten desselben. Diesem neuen Zustand gieng nichts ab als die längere Dauer; denn der folgende Tag zog einen andern Vorhang auf. Nach dem Frühstück entfernte sich mein Vater unvermerkt aus dem Zimmer; eine Weile darauf kam der Pater Küchenmeister wieder und kündigte mir mit den Worten: Der Vater wäre verreist — das Todesurteil an. Nun giengs zuerst an ein herzliches Weinen — und dann in die Schule. Hier wurde mir augenblicklich mein künftiges Schlafzimmer, d. i. ein eingeschlagenes Plätzchen, worin ein Bett die ganze Länge und halbe Breite einnahm, im Dormitorium, und in der Schulstube ein Pult in der Ecke bei der Türe angewiesen; denn ich war von den Letztangekommenen. Mein Name wurde ordentlich einregistriert und lautete zum Unterschiede meiner zwei Vettern *Bernold Joseph*. In den ersten Tagen plagte mich auch das Heimweh — und warum nicht? *Homo sum, humani nihil a me alienum puto*. Ich spannte alle meine innere Sehkraft an, noch einmal die

geliebten Gegenstände meines Geburtsortes alle zu sehen und nach einander vor meinem Geist zu mustern. Dann, als ich merkte, dass man die Schweizer wegen ihrer gröberen Mundart auslachte, spielt' ich im Anfange den Stummen, sprach nur wenig, achtete auf alle Wörter, bis ich soviel gelernt hatte, dass man den Schweizer an mir vermisste; wirklich redete ich vom Anfang bis zum Ende so gut deutsch, dass man oft mit mir deswegen zankte, ob ich auch ein Schweizer sei? Nun diktirte der Professor das erste Argument, das ich noch immer besitze; ich komponierte, so gut ich konnte, mit Leichtigkeit, wie immer, und sieh! ich war der vierte in der Reihe des ordre de mérite! Nun waren auf einmal alle auf den jungen Schweizer aufmerksam, der Professor lächelte vergnügt, meine Mitschüler wurden eiferstüchtig; da hiess es: der will uns über den Kopf wachsen, der muss schon einmal die Grammatik studiert haben, man hätte ihn sollen in die Syntax tun, das ist eine List! Ich liess reden und war froh,



Kloster Salem.

dass der erste Schrecken überstanden wäre. Ist's nur das? dacht' ich und studierte nun froher. So oft nun *pro mense* geschrieben wurde, war ich immer von den ersten. Es kam dem gnädigen Herrn zu Ohren, dieser liess mich nebst meinem Vetter und jenem, vor dem er mich warnte als vor einem, der alle Prämien wegschnappe, zu sich kommen. Aber wie erstaunte ich, als ich meinen Wohltäter im Bette sah, blass, nur in Gesellschaft seines Privat-Sekretärs, der ihm abwartete. Ich verbeugte mich schüchtern, er hiess mich näher treten: „Ich höre“, sprach er gütig, „dass er sich wohl halte, das freut mich nun auch, da ich seinen Herrn Vater wohl kenne; fahr' er so fort und nehm' er dies zum Andenken!“ Hier übergab mir sein Privat-Sekretär ein von Gold gesticktes Bild, das Herz Jesu mystisch vorstellend; eine niedliche Klosterfrauenarbeit, die ich alsgleich meiner Mutter zum Geschenk übersandte, die es in übergoldte Rahmen fassen liess. Es hängt in meinem Schlafzimmer noch auf diesen Tag

und wird mir ein unvergessliches Denkmal meines Jugendgönners bleiben. Der Kranke liess mich gerührt von sich; ich sah ihn das letzte Mal, denn er starb noch dies Jahr (1778 im Mai).“

Das Begräbnis des Prälaten und die Wahl und feierliche Einsegnung seines Nachfolgers, woran auch die Klosterschüler ihren ceremoniellen Anteil hatten, liessen bleibende Eindrücke in unserm jungen Schweizer zurück. „Noch bin ich selig, so oft ich mich Salems erinnere. Der Kontrapunkt, den man dort so lieblich singt und den ich mitsingen half, tönt mir noch oft in den Ohren, besonders das *Salve Regina*, ihre Hymnen, Antiphonen, Psalmen; noch seh ich ihre Begräbnisceremonien, noch sind mir die Umstände einer Profession bekannt, die ich oft mit gerührtem Herzen und dem Wunsche ansah, auch so eingekleidet und aufgenommen und von den Mitbrüdern umarmt zu werden. Fast jeden Dienstag und Donnerstag giengen wir spazieren, bald ins Doctorwälzchen, bald ins Himmelreich, bald an den „kühlen Weiher“, worin ein kleines Eiland und auf ihm ein artiges Jägerhaus nebst einer Kapelle hervorragt. Könnt ich ihm noch jetzt besuchen, den lieben „kühlen Weiher“, den Ort, wo ich leben und sterben möchte, weil er Salem so nah ist!“

Ausser den Gymnasialstudien, in denen das Lateinische den obersten Platz behauptete, den kirchlich-religiösen Anregungen und der Pflege der Freundschaft, der das zarte Gemüt des Knaben zumal in jener, das Empfindungsleben so sehr bevorzugenden Zeit weit offen stand, war es namentlich die Dichtkunst, zu welcher sich Bernold früh hingezogen fühlte. Ein Klagegedicht über einen verstorbenen Mitschüler, das der Professor aufgegeben hatte, weckte die dichterische Anlage des Knaben. „Nun war ich in meinem Elemente, mein Hang zur Poesie erwachte, ihn entwickelte mein Lehrer, *P. Ignaz Vogel* von Hechingen, selbst ein Dichter. Auf seinen Rat hin liess ich mir *Denis' „Sammlung deutscher Gedichte“* von Konstanz kommen, wozu am Ende des Schuljahres noch *Weitenauer's Sammlung* kam, eines Exjesuiten, der in Salem als Bibliothekar angestellt war. Ich schwelgte in den von Denis gesammelten Gedichten, wo *Gellerts Tanzbär* und andere Fabeln, wie sie nur Gellert so natürlich dichtete, wo *Hagedorns Seifensieder* und *Utzens Oden*, wo *Gessners* und *Hallers*, meiner verewigten Landsmänner, unsterbliche Gedichte mich für immer an sich fesselten. Aus lateinischen Dichtern aber zog ich mir einen Vorrat poetischer Schönheiten und verschiedener Stellen aus, hierin den Bienen nachahmend, die ihren Honig verschiedenen Blumen entsaugen.“

Nach Vollendung des vierjährigen Kurses verliess Bernold sein geliebtes Salem; denn weiter als zur Rhetorik reichte diese Schule nicht. „Und nun ich ins Kloster gegangen wäre? Nun man mich ins Noviciat aufgenommen und eingekleidet hätte? Was für ein ganz anderes Leben wär' an diesen Faden geknüpft worden! *O, hoc erat in votis*, dann flöss' mein Leben wie ein Bach, einförmig, aber auch ruhig dahin, ein Tag würde den andern sanft fortdrängen, wie eine Welle die andere, dann hätt' ich gleich dem Ordensvater Bernard mit Mund und Herzen ausgerufen: *O beata solitudo, o sola beatitudo!* Doch ist's nun schon so. Von nun an veränderten sich die Scenen meines Lebens, kein Jahr glich dem andern, es war eine fremde Welt, die ich betreten musste, wir vertrugen einander nicht am besten, der Unterschied war zu gross, aus einer klösterlichen Stille in eine geräuschvolle Stadt zu wandern, Welch ein Abstand!“

Die Wahl des Ortes, wo Bernold seine Studien fortsetzen und den philosophischen oder physikalischen Kurs absolvieren sollte, fiel auf Freiburg im Uechtland, wo auch nach Aufhebung des Jesuitenordens die von Geistlichen geleitete Lehranstalt fortbestand. Seine freie Zeit füllte er hier meist mit dem Lesen von Dichtern aus, zu welchem Behufe er sich *Gellert*,

Hagedorn, Haller, Kleist, Utz, Ramler und *Rabener* angekauft hatte. „Da sass ich wohl stundenlang an meinem lieben Fenster, las über die schöne Natur und sah inzwischen ins Grüne; daher mag auch mein zur Natur gewordener Hang nach dem Landleben entspringen oder doch genährt worden sein. Mit einem Buch in der Hand gieng ich oft in stille Einsamkeiten spazieren, setzte mich am Ufer der tiefrauschenden Saane hin und las Gedichte und wieder Gedichte und immer Gedichte. Die mir zu trockene Logik litt freilich darunter; doch war ich in der Mathematik der erste, freilich nur, weil ich ihre Sätze auswendig hersagen konnte und so den unverdienten Sieg davon trug.“ Der Mangel an Freunden, den die ausgiebige Korrespondenz mit Lehrern und Freunden aus Salem nicht völlig ersetzte, bewog Bernold, die Studienanstalt in Freiburg mit Besançon zu vertauschen. Da kehrte aber in der Vakanz, die er im elterlichen Hause zubrachte, ein unwillkommener Gast bei ihm ein, der zu Walenstadt das Bürgerrecht hat, das Fieber; dennoch verreiste er, in der Hoffnung, eine Luftveränderung werde Genesung bringen, in Begleitung des Vaters nach Besançon, um Physik zu studieren und französisch zu lernen; das letztere geschah abermals aus den besten Werken der Nationaldichter. Doch verliess das Fieber unsern jungen Freund nicht, so dass er sich gezwungen sah, sich nach sechsmonatlichem Aufenthalte nach Hause abholen zu lassen. Hier artete das Fieber völlig in eine Gliederkrankheit aus, die ihn den ganzen Winter hindurch quälte. Kaum genesen, „begann mein Vater, der's herzlich gut mit mir meinte, mich mit Heiratsprojekten zu plagen und nötigte mich, der reichsten Tochter unseres Landes den Hof zu machen; mit welchem Widerwillen, weiss Gott, der mich oft weinend hingehen oder nach halbem Wege wieder umkehren sah. Das erste Mal führte mich der zärtliche Vater selbst auf, bisweilen auch mein Schwager von Glarus, ich selbst musste die schuldige Aufwartung periodisch wiederholen. Im Angesichte meiner Dulcinea von Toboso war's mir immer, als säss ich auf glühenden Kohlen, mein Verstand war eingeschränkt, kein vernünftiges Wort entfiel meinem Munde. Das ganze Haus hielt mich für einen Dummkopf, und weiss Gott was ich bisweilen für eine Musterung zu passieren hatte. Meine Ehe war noch nicht im Himmel geschlossen.“

„Hauptsächlich um dieser heimlichen Folter zu entgehen, denn ich wollte meinen Vater durch Ungehorsam nicht betrüben, schlug ich ihm vor, da ich nun wieder gesund und hergestellt wäre, noch einmal nach Freiburg zu gehen und meine Studien zu vollenden. Er willigte ein, der gute Vater, und ach! es war der letzte Abschiedskuss, den er mir gab; ich sah ihn nicht mehr. Ich studierte unterdessen unbesorgt die Physik, las nebenher nach meiner Gewohnheit Dichter und genoss die Freundschaft meiner Lehrer, ich war gesund und glücklich. Sieh, da kam ein Brief von meinem Schwager in Glarus, der mir die Krankheit meines Vaters berichtete und dem mans ansah, dass er mich nur vorbereiten sollte zur Botschaft des Todes, die in acht Tagen darauf erfolgte. Ich weinte bitterlich. Denn ach! sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr! — war mir Alles in Allem.“

II.

In der Familie verstand es sich jetzt von selbst, dass der einzige Sohn in das väterliche Geschäft eintrete, das Speditionshandel, Führung eines Gasthofes und natürlich eine grössere Oekonomie umfasste. Die Verwandten lagen ihm an, er möge sich auch sofort um die durch des Vaters Tode erledigte Stelle eines Landeshauptmanns bewerben; er tat es und wurde vom Syndikat der regierenden Stände zu Frauenfeld „aus Mangel der Leute“, wie er zu sagen pflegte, zum Landeshauptmann der Landschaft Sargans ernannt; es war das oberste

von einem Landesangehörigen zu bekleidende Amt, das den erst zwanzigjährigen Jüngling sofort zum ersten Würdenträger nach dem regierenden Landvogte erhob. Die Stelle eines Schultheissen von Walenstadt, die der Landvogt anbot, nahm er erst nach zwei Jahren an. Nur kurze Zeit hatte die Mutter dem grossen Haushalte vorgestanden; dann folgte sie dem Vater im Tode nach. Eine ledige Schwester stand darauf dem Bruder bei, bis er sich im Jahre 1790 mit *Maria Ursula Bernold* (1767—1842), einer Enkelin seines Oheims zu Glarus, verehelichte, die mit ihm einen langen, überaus gesegneten Ehestand teilte. Die Gatten haben am 19. April 1840 ihre Jubelhochzeit gefeiert.

Vorläufig richten wir unsern Blick auf die nächsten zehn oder zwölf Jahre, die der jugendliche Landeshauptmann von Sargans und Stadtschultheiss von Walenstadt in ruhigem Glücke verbrachte. Zwar hiess es hier in engen Lebenskreisen tätig sein; denn Walenstadt, eigentlich Walenstad, die Landungsstätte der Walchen oder Welschen, in raetischem Idiom *Riva* genannt, war damals ein recht kleines und durch die Versumpfung der Umgegend verarmtes Gemeinwesen, und die Landschaft Sargans sowohl durch ihre natürliche Lage als durch ihr vogteiliches Untertanenverhältnis und durch den Mangel eines grösseren Hauptortes ein sehr bescheidenes und untergeordnetes Glied der alten Eidgenossenschaft. Um desto reicher gestaltete sich unser Bernold sein geistiges Dasein. Ein Traumleben eines Poeten! wie er denn selbst gesteht, dass er bis jetzt bloss mit Dichtern bekannt, in der bürgerlichen Welt unerfahrener gewesen sei als jeder andere Bürger und Landmann, denen er vorgesetzt war; „denn ich lebte mehr in der Imaginationswelt als in der wirklichen, wie ich zu meinem nicht geringen Schaden erfahren musste.“ Anfänglich drückte ihn seine äussere Lebensstellung so sehr, dass er jetzt noch den Wunsch aussprach, Mönch zu werden. Als er aber der Mutter etwas davon verlauten liess, brach sie in einen Strom von Tränen aus und schluchzte, „willst du mich verlassen?“ — „Ich schwieg von da an und widmete mich, blindlings und leidend, meinem Berufe.“

In erster Linie setzte nunmehr Bernold seine auf der Schule begonnene literarische Bildung unausgesetzt fort. Die Schriftsteller des klassischen Altertums, namentlich die Lateiner, beherrschte er in seltenem Masse. Latein sprach und schrieb er geläufig. Ja noch mehr, aus den lateinischen Autoren, Horaz obenan, dessen Worte ihm jeden Augenblick zu Gebote standen, bildete und nährte er seine praktische und sittliche Weltanschauung; nicht bloss seine Briefe und seine schriftstellerischen Aufzeichnungen, auch amtliche Aktenstücke geben zur Genüge davon Zeugnis. Aber neben dem klassischen Altertum fand auch die moderne Literatur an Bernold ihren verständigen und empfindsamen Beobachter: was immer die neuere deutsche Dichtung seit Haller und Hagedorn, was die schöne Literatur der Engländer und Franzosen, was speciell die Schweiz an hervorragenden schriftstellerischen Erzeugnissen besass, das hatte Bernold nicht nur seiner Bücherei, vielmehr seinem Denken und Empfinden einverleibt. Der französischen Sprache bediente er sich geläufig. Neben seinem Lieblingsgebiet, der Poesie, in welche ja dieses Zeitalter seine reichste geistige Saat niedergelegt hat, beschäftigte er sich am liebsten mit Geschichte, auf welchem Gebiete er den weitesten geschichtlichen Horizont der Herder'schen Ideen ebensogut beherrschte wie das engere und doch damit verwandte Gebiet von Johann v. Müllers Schweizergeschichte und das noch engere historische Leben seiner Heimat, für welches er die sorgfältigsten urkundlichen Nachforschungen anstellte. Eine akademische Bildung sich zu erwerben, hatte jedenfalls nie in seiner Absicht gelegen. Ohne Zweifel stand Bernold, was seine literarische Bildung betraf, im Lande Sargans durchaus einzig da.

Derselbe Trieb, der ihn das reiche literarische Leben aufzuschliessen veranlasste, führte ihn auch zur Anknüpfung zahlreicher Freundschaften mit gleichgesinnten Männern des In-

und Auslandes, mit denen er teils einen Briefwechsel unterhielt, teils auf Reisen und auf Besuchen in seinem gastlichen Heim zu Walenstadt persönlichen Verkehr anknüpfte. Einen weitgereisten Mann kann man ihn aber nicht nennen. Auf dem Bernold'schen Hause in Walenstadt lag in jenen Jahren ein Schimmer des lebhaften literarisch-künstlerischen Glanzes, der Zürich und andere Städte berühmt machte. Dass Bernolds Freundschaft etwas bunt sich ausnimmt, das liegt daran, dass das gesteigerte Empfindungsleben der Zeitgenossen, ihr Schwärmen für Freundschaft und Tugend, für Wahrheit und Aufklärung auch Männer zusammenführte, deren Lebensbahnen sonst recht weit auseinander giengen. Namentlich stand die Konfession dem Gebildeten jener Tage einer aufrichtigen Freundschaft nicht im Wege, am wenigsten bei Bernold, dessen milde Gesinnung zeitlebens lieber zu vereinigen als zu trennen bereit war.

Von Salem her stand er im Verkehr mit mehreren seiner Lehrer und mit *Alois Spiegler* aus Weingarten, dem er anhieng wie Klopstock seinem Ebert und Gieseke; nach mancherlei schweren Schicksalen starb Spiegler als Amtmann auf einer Fugger'schen Herrschaft. Mit seinem Salemitaner Mitschüler *Nepomuk Hautli* aus Appenzell (1765—1826) traf er wieder in Besançon zusammen; beide Freunde wetteiferten in der Kenntnis der alten Lateiner, in der Liebe zur Poesie, in warmer Teilnahme für Heimat und Vaterland, in milder und doch tatkräftiger Gesinnung. Ein Gedicht von Hautli, das Wildkirchlein, verdankte Bernold die letzte notwendige Feile; zwei Jahre vor seinem Tode hatte der Appenzeller dem Jugendfreunde geschrieben, wie er sich freue, nach drei Jahren das Jubeljahr ihrer Freundschaft zu feiern! — Von Besançon her stammte auch die Freundschaft mit *Ludwig Kaiser* von Stans und dem Maler *Wiirsch* aus Unterwalden, einem Stifter der Besançonner Malerakademie, dessen berühmtester Schüler, *Diogg*, ebenfalls zu Bernolds engern Freunden zählte. Von Freunden in der Nähe seien erwähnt der vortreffliche Arzt *Dr. Marti* in Glarus und *Dr. Amstein* zu Zizers, ein Mann von feinem ästhetischem Gefühl; einst Lehrer am Philanthropin zu Marschlins, wurde er des Barden Aristarch, der ihm seine Dichtungen prüfte. So stand der Barde auch längere Zeit im Verkehr mit dem Arzt *Dr. Karl Stadlin* in Zug, dessen schicksalvolles Leben sich in dem erhaltenen Briefwechsel abspiegelt; derselbe gibt zugleich Zeugnis davon, dass Bernold einer derjenigen war, deren linke Hand nicht wusste, was die rechte tat. Eine auffallende Veranlassung war es, die Bernold mit dem Pfäverser Pater *Karl Stammler*, „einem hellphilosophischen Kopfe und Kantianer“, zusammenbrachte. Drei junge Leute hatten in Bernolds Gasthöfe ihr Nachquartier genommen, darunter einer, der, ein einziger Sohn, ungeachtet der Vorstellungen und Bitten seiner Mutter und anderer Freunde, in Pfävers Mönch werden wollte. Der Wirt wurde von einem der Gefährten mit der Lage bekannt gemacht und liess sich hierauf in eine Unterredung mit dem Jüngling ein, die eine solche Wirkung hinterliess, dass jener sein Vorhaben aufgab und in die Welt zurückkehrte. Daraufhin erhielt Bernold von Pater Stammler einen Brief, worin er ihm dafür dankte, dass er sein Schärflein zur Bekehrung des Jünglings beigetragen. Das war der Anfang einer, trotz aller Hindernisse vertrauten Freundschaft der beiden Männer. Recht eigentümliche Vertreter des Aufklärungszeitalters sind die beiden ausgetretenen Mönche *Agricola Schirmer* aus Augsburg und *Franz Xaver Bronner* aus Höchstedt. Jener versah Hauslehrerstelle bei Bernolds Schwiegervater in Glarus und war ein in vieler Beziehung mit Bernold gleichgesinnter und gleichgestimmter Mann; von Schwermut geplagt, nahm er plötzlich die Flucht. Bronner, der Verfasser der Fischer-Idyllen, der sein Leben recht geschwätzig beschrieben hat, vergalt dem Barden seine Gastfreundschaft durch übel angebrachten öffentlichen Spott.

Einen Blick in das Bernold'sche Haus dieser Zeit gewährt auch eine Erzählung von *Karl*

Grass, einem Livländer, der Dichter und Maler zugleich und überall persönlichen Verkehr mit den Tagesschriftstellern anzuknüpfen bereit war. Dieser besuchte seiner eigenen Erzählung nach auf einer seiner Fusswanderungen auch den ihm persönlich noch unbekannten Barden von Riva, „dessen „Tellina“ im damaligen schweizerischen Merkur erschien. Bernold, der Dichter, war ganz gegen seine Neigung damals Besitzer und Wirt des besten Gasthauses in Walenstadt. Man hatte Grass gesagt, er solle anderswo logieren. Bernold gebe keinem Gaste ein gutes Wort, rede mit niemanden, der bei ihm einkehre etc. Grass merkte sich dies und sagte zu seinem Reisegefährten: „Den will ich schon reden machen, was gilt's!“ Sie traten beide in die Gaststube, warfen ihre Reisetornister auf eine Bank, setzten sich hin und verlangten eine Flasche Wein. Der Wirt, der sie bei ihrem Eintritte kaum angesehen hatte und, das Zimmer auf- und abgehend, keine weitere Notiz von den Wanderern nahm, klingelte und sagte einem Aufwärter: „Frage jene Herren, von welchem Weine sie wollten“, und setzte seine Stubenpromenade unbekümmert um die Fremden fort. Noch eine Weile staunte Grass, wie tief in Gedanken verloren, vor sich hin und sprach dann: „Erlauben Sie, Herr, eine Frage. Wenn ich nicht irre, so ist dies Walenstadt, das alte Riva?“ Bernold stand im Gange still, als wollt' er hören. „Hier muss ein Dichter oder eigentlich ein Barde leben“, fuhr Grass fragend fort. Der Wirt trat näher. „Ich habe seine Tellina gelesen, sie ist in mehrere Sprachen übersetzt; ich wäre neugierig, diesen interessanten Mann und seine von ihm besungene Quelle kennen zu lernen; wohnt, lebt er hier?“ Und Bernold sprach: „Ja, mein Herr, er wohnt und lebt hier; ich werde Sie zu ihm und seiner Quelle hin führen. Wer sind Sie, woher kommen Sie? Wie, Tellina ist übersetzt, in welcher Sprache? Das ist mir ganz neu. Ich bitte, haben Sie dieselbe gelesen?“ Jetzt war der Barde gesprächig und leutselig. Karl Grass blieb nun mehrere Tage bei ihm. So wurden sie Freunde.“

Nepomuk Hautli war es, der, in Zürich medicinischen Studien obliegend, seinen Walenstadter Freund in einen Kreis von Zürchern einführte, in welchem noch, für den Barden eine ganz besondere Wohltat, die Erinnerung an Klopstocks Zürcher Aufenthalt lebendig fortduerte. Es sind der *Chorherr Rahn*, Klopstocks Schwager und Schwiegervater des Philosophen Fichte; der alte *Hans Kaspar Hirzel*, „den Kleist innig wie Gleimen liebt“, der bekannte Verfasser des Kleinjogg, und dessen Sohn gleichen Namens, wie der Vater ein geschätzter Arzt und Menschenfreund. Hoch erfreut war Bernold endlich durch die Bekanntschaft mit *Joh. Jakob Hess*, späterem Antistes zu Zürich, dem Verfasser eines vielgelesenen Lebens Jesu und anderer auf die Bibel bezüglicher Werke. Von den kirchengläubigen Zeitgenossen Neuerer und Aufklärer genannt, befriedigte er durch seine milde, versöhnliche, auf Frieden dringende Darstellung Christi in hohem Masse solche Leser, auch katholischer Herkunft, die, dem kritischen Geiste der Zeit nicht fremd, doch ein persönliches Bedürfnis religiöser Erbauung empfanden. Von Hessens Leben Jesu innerlich ergriffen, schrieb Bernold, es war am Tage vor Weihnachten 1791, ein Dank- und Ermunterungsgedicht an den „Evangelisten Hess“, das der schöne Anfang eines ungetrübten Verkehrs wurde. „Von nun an waren wir Freunde, unterhielten einander in Briefen, und seither mögen Unglaube und Aberglaube um meine Ohren sausen, *credat Judaeus Apella, non ego!* Glaube wer will, ich nicht! Edelster Freund! Wär' ich im Stande, dir ein würdiges Denkmal zu stiften, wie gerne würd' ich's tun, da ich dir so viel, ja vieles zu danken habe.“

Was nun aber Bernold an Bildung, an Liebe, an Freundschaft, an Heimatgefühl erwarb und genoss, das wurde alles einbezogen in sein *dichtendes* Dasein. Wir haben erzählt, wie schon in Salem ein Trieb zum Dichten in ihm erwachte, der von da an seine wachsende

Bildung nicht bloss begleitete, sondern führte und leitete. Und ohne Zweifel, die geistige Anlage Bernolds weist mehr als einen Zug auf, der dem wahren Dichter eigen zu sein pflegt. Vor allem ein reines Gemüt, ein Herz, das dem Schönen, Guten und Wahren offen steht; er hat es in einem Vorwort seiner Gedichte in würdiger Weise dem Leser vorgestellt.

An den Leser.

Als einst dem weisen Sokrates die Schüler
Geschenke brachten, jeglicher nach seinem
Vermögen, sprach der arme Aeschines
Zu ihm: ich finde nichts, das deiner würdig
Ich dir vermag zu geben; o wie fühl' ich
Der Armut Last! Drum geb' ich, was ich habe,
Mich selbst. Nimm dies Geschenk mit Güte an!
Bedenke, dass, ob andre viel dir gaben,
Sie doch noch mehr behielten! — Sokrates
Erwiedert: Wahrlich, gross ist dein Geschenk,
Wenn du es selbst gering nicht hältst; ich werde
Drum Sorge tragen, dass es würdiger

Noch werde, als ich es von dir empfiegen. —
So übertraf des armen Aeschines
Geschenk des reichen Alcibiades
Und andrer Jünglinge Freigebigkeit.
So nimm auch, Leser, hin, was ich dir gebe,
Die Kinder meines Geistes, meines Herzens,
Mich selbst, und sorge, dass es würdiger
Noch werde, als du es von mir empfängst,
Durch deinen Mitgenuss und Mitgefühl.
Mehr auch verlang' ich nicht, und weiss es wohl,
Wie wenig ist, was ich dir geben kann.
Sei wenig es, ist's nur das Herz, das spricht.

Des fernern treffen wir in Bernold ein warmes Empfindungsleben, einen Zug zur Innerlichkeit, ja Hang zur Einsamkeit, Neigung zum Naturgenuss. Noch mehr: ihm war die Dichtung wirklich und im Ernst der reinsten, höchste Ausdruck seiner Überzeugung, die er sonst den politischen, religiösen und gesellschaftlichen Zuständen seiner Umgebung zufolge gewiss nur zu oft zu verdecken, zu verheimlichen Grund hatte. Seiner Muse gegenüber durfte und konnte er sich frei aussprechen, sie verstand ihn; frei von dem Dünkel des Aberglaubens war sie ihm eine Schwester der Wahrheit. Und wie sehr kam ihm die Herrlichkeit der ihn umgebenden Natur entgegen, der blaue See, die himmelanstrebenden Berge, die grünen Matten, die Täler, die Wasserfälle, der Wald!

Und dennoch täuschte sich Bernold, wenn er sein grösstes Verdienst in seiner Poesie suchte. Er war und blieb Nachahmer, im Einzelnen wie im Ganzen. Seine Bilder sind für ihn keine Phrasen, aber er hat sie entlehnt; sein Dichten ist ihm Herzenssache, aber er hat es von andern gelernt; er hat Ehrgeiz, aber derselbe erinnert an den Ehrgeiz, der nach den Schulprämien in Salem geizte. Ihm ist von den Alten her der Poet immer noch eine Person, die, zwar ausgestattet mit allerlei besondern Gaben des Geistes und Gemütes, doch sich begnügt, gewisse einzelne Erscheinungen des Natur- und Menschenlebens in die Form der poetischen Anschauung zu zwingen:

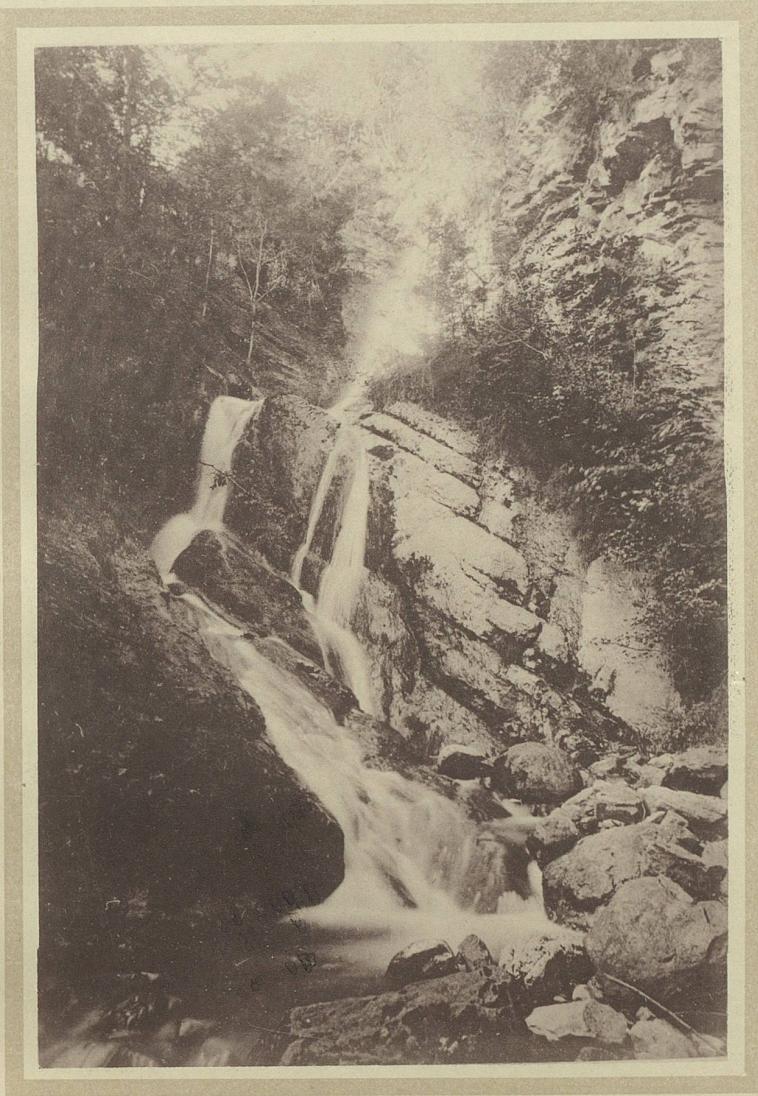
Du, helvetische Muse, sing Gott, Schweiz, Frieden und Freiheit,
war ein Bernold'scher Lieblingsvers. Das Leben selbst in seiner Mannigfaltigkeit, die Bewegungen, das Leben und Weben der Gegenwart, des Volkes, in seiner eigensten Natur zu gestalten, der Anwalt der Bedürfnisse, der Forderungen, der Hoffnungen, der Leiden und Freuden des Ganzen zu sein, das war, wie allen ältern Dichtern vor Herder, auch unserm Bernold fremd. Literarisch ausgedrückt kann man sagen, die Sturm- und Drangperiode sei spurlos an ihm vorübergegangen. Nicht ganz; er hat z. B. von Rousseau tiefe Anregung empfangen, aber bloss von Seite der Empfindung, nicht der Tat. Wohl hat auch Bernold einen Kampf um seine Überzeugung gekämpft, aber er reichte nicht weiter, als bis zu einer ihn innerlich befriedigenden Humanität und zu einer Gläubigkeit, die den Anschauungen jenes religiösen Werkes von J. J. Hess entsprach. Der Drang der Zeit, den Herder, Goethe, Faust besessen, ins Innre der Natur zu dringen, bewegte sein, wenn nicht ängstliches, doch sehr

friedfertiges Gemüt nicht. Seiner vollen Würdigung als Mensch, als Bürger, als Christ geht bei solchen Betrachtungen nichts ab; zu einem grossen Dichter aber, wie die Zeit ihn verlangte und besass, reichte seine Existenz nicht. Keine Spur von volkstümlicher Sprache, Bildung, Auffassung, Temperament! So lieb ihm sein Sarganserland war und sein Walenstadt, und so gern er sich den Barden von Riva nannte und nennen hörte: seinen Landsleuten war er kein Dichter, und es waren immer nur wenige seiner engen Freunde, welche um des vor trefflichen Mannes willen auch seine Dichtungen hoch schätzten.

Der Poet, der unserm Bernold am meisten entsprach, war ursprünglich jedenfalls Horaz; im Zeitalter des Humanismus hätte er Horazische Oden gedrechselt. Jetzt fand er in Klopstock den Dichter, dem er vor andern den Weg zum Parnasse nachgieng. Die starke Betonung des Dichtertums, die dem Messiassänger eigen ist, sein Schwärmen für Gott, Freundschaft, Natur und Vaterland, seine auf das Antike fussende Bildung, Sprache, Bilderwelt, sein edler, hoher Sinn, zum Teil sein Drang nach Ehre und Nachruhm, riefen in Bernold verwandte Töne wach. Es war gerade um die Zeit, als Herder mit der Energie eines literarischen Revolutionärs für eine tiefere Auffassung der Natur, der Volksdichtung, des dichtenden Volks gemütes auftrat, als Klopstock von einer ausgeprägt religiösen Richtung, die er eine Zeit lang eingehalten, zu einer germanisierenden Richtung überschwenkte und gleichzeitig mit einigen Geistern untergeordneten Rängen (jener Denis zählte dazu), dem Bardentum huldigte, das zugleich seinem persönlichen dichterischen Ehrgeize schmeichelte; denn in den altgermanischen Barden glaubten er und sein Gefolge die Uranfänge der persönlichen Wertschätzung und Verehrung des Dichtergenius zu sehen. Nicht dass Bernold mit literarischem Bewusstsein in diese Strömung eingreifen wollte, es ist vielmehr ohne Zweifel natürliche Abneigung gegen die durch Goethe und Genossen repräsentirte volkstümlich-revolutionäre Dichtung, welche überall nicht den Dichter, sondern den Menschen an die erste Stelle rückt, die unsern einsamen Walenstadter, der schon als Knabe sich als Dichter geträumt, in die Bahn Klopstocks und seiner Barden einlenken liess, eine Bahn, zu der die antike Weisheit, Bildung und Sprach behandlung und sein religiöser Sinn besser stimmten, als zu dem lauten Treiben der Stürmer und Dränger.

Aus seinem eigenen Munde erfahren wir, wie er nach dem Tode seiner Eltern zu seinen ersten Dichtungen kam.

„Muss ich denn immer nur unter Cypressen wandeln? immer über Gräber schreiten? Alle müssen wir noch hinunterfahren zur Grube, alle gesammelt werden zu unsern Vätern, das Waizenkorn muss verwesen, eh's aufschiesst und reifet und Frucht trägt. Unterdes feiern sie ihre Sabbatruhe und schlummern fort, wir aber können sie mit unsern Seufzern nicht wecken; fruchtlos tönen sie hinunter ins Grab, fruchtlos für sie, nicht für uns, es ist Erleichterung unserer Schmerzen. Dies ist auch der Ursprung und Anfang meiner Muse, die zuerst am Grabe meiner lieben Entschlafenen sang und süsse Schmerzen aus der Erinnerung ihrer Abgeschiedenen einsog. Meine poetische Knospe brach; denn sie war voll von Dichtern, die ich bisher gelesen und mich zu etwas vorbereitet hatte, ohne nur je zu ahnden, dass es in mir verborgen lag. Einem Briefe, worin ich einem Freunde, es war Ludwig Kaiser aus Stanz, das neue Jahr 1787 segnend wünschte, hab' ich mein erstes Gedicht zu verdanken; denn der Brief klang so poetisch, dass es nur noch nötig war, ihm ein Rhythmuskleid anzupassen. Ich tat's, und sieh! ein Gedicht! Dieser poetische Neujahrswunsch endete in einer Trauerdigression über den Tod meiner Eltern und klagte, dass nun das erste, ohne Eltern verwaiste Jahr beginne. Nun war die Lösung gegeben, mein Genius sprühte Funken, die Flammen loderten



TELLINA - FÄLLE

Lichtdruck v. G. Bischof, St. Gallen.

auf, ich wurde Dichter. Das erste Gelingen erweckte in mir den Gedanken, meine seligen Eltern in einem eigenen, grössern Gedichte zu besingen. Ein Jahr darauf im Lenzen, da wieder Blumen auf den Gräbern sprossen, entstand diese erste Nänie, der noch andere nach und nach folgten, z. B. auf Gessner's Tod (1788), auf ein früh verblichenes Kind, auf meinen ersten Jugendlerner.

Nebst diesen Nänien besang ich in fünf Gedichten meine fünf liebsten Spaziergänge im Schoosse der schönen Natur, die ich von Jugend auf liebte. Der erste war in ein abgelegenes *Tälchen*, das einem guten Bürger meines Ortes gehörte, der mich dort oft, ein Buch in der Hand, sitzen oder spazieren sah und den edelmütigen Einfall hatte, mir eine Bank auf einem bequemen Platze zuzubereiten. Der andere war an die Brunnquelle *Tellina* (von mir so genannt) und in die umliegende Gegend, wodurch ein vier Wasserfälle bildender Bach rauscht, eine herrliche Szene der Natur, da man auf einem gegenüberliegenden Rasenplatz alle vier auf einmal im Auge hat und hinter sich den See erblickt. Der dritte gieng in unsern *Tannenwald* neben der *Tellina*, der mich oft in seine grüne Nacht aufnahm und worin ein Born unter einem grossen Steine hervorquoll, ein Born, so lieblich plätschernd, dass man nicht umhin konnte, dort zu verweilen. Im vierten besang ich meinen lieben *Garadur*, ein ob dem See auf einer bergichten Ebene gelegenes Grundstück, wohin ich im Sommer spazierte, wenn meine Leute das Heu einsammelten. Endlich besang ich noch unsern *See*.“

An Stelle der genannten fünf Gedichte mag aus etwas späterer Zeit folgende Ode die Bernold'sche Muse veranschaulichen:

Die Weihe des Barden.

Tön', wie der Philomele Gesang, mein Lied!
Fleuss, wie von Pindars Haupt der Dichterquell!
Nimm hin der Liebe Wonnezähre,
Ach, und den brennenden Kuss der Weihe!

Ha! so vermählt kein Paar sich an Amors Hand,
Kein Jüngling so mit seiner geliebten Braut,
Wie ich mit Dir, o holde Muse!
Du, mein geselliger Trost, mein Alles!

Dein Geist flog mutterängstlich, ob unsichtbar,
Um meine Wiege; fächelte mein Gesicht
Mit neugepfückter Blätter Hauche,
Schattete mir mit des Zweiges Kühlung.

Von dir erzogen, sehnte der Knabe sich
Nach reiner Landluft, sog an der Mutter Brust,
An Deiner, o Natur, die Milch ein,
Die ihn mit warmer Empfindung stärkte.

Und nun den jungen Busen von Sehnsucht heiss,
Der Muse heilig, riss ich mich ungestüm
In Fluren, Wälder, Berge, Täler,
Schlummerte sorglos an Wasserfällen.

Von ihrem Falle lernt' ich der Töne Fall,
Vom Chor der Vögel sanfter Gesänge Schmelz;
In Salems frommen Friedensstüttten
Kost' ich Natur schon, wie Braut und Gattin.

Wie oft verirrte sich von der jungen Schaar
Mein stiller Tritt in brütender Haine Nacht!
Wie oft verweilt' auf Silberwellen
Schmachtend mein Blick am bespülten Ufer!

Da wurdet plötzlich, Kinder des Liedes, Ihr,
Ihr, meine Freude! Wie von dem Hauptre Zeus'
Entsprang die Tochter Athenaea,
Strömtet auch Ihr von den trunknen Lippen.

O Drang des Busens, der mich um Mitternacht
Gebietrisch weckte! Nur nicht so ungestüm
In meinem Innersten getobet!
Gern will ich deinem Gebote folgen.

Gern will ich singen, wie die Natur auch hier
Vom Berg ins Tal hin, über die Ebne hin
Das blumenreiche Füllhorn ausgoss
Und Dich, o Riva, zu schmücken stillstand.

Gern will ich singen, wie aus der Urne dort
Tellina sprudelt; wie sich der nahe Bach
Kühn zwischen Klippenwänden wälzet,
Viermal hinauf- und hinabgeschleudert.

Gern will ich singen von dem kristallnen See,
Vom Tannenwalde, von Dir, o Sichelkamm,
Von Garadur und von Fadella*)
Und von Glaronas geliebter Nymphe.

*) Ein Wiesenabhang.

Die mich begeistert, Muse! lass ab, lass ab,
Mich zu bekämpfen! sang ich sie alle nicht,
Seit Du im Traume mir erschienest
Und mich umarmend zum Barden weihest?

O Riva, wäre Orpheus' Laute mir
Vergönnt, der Thier' und Menschen Bezwingerin,
Und würde mir Amphions Leier,
Jene, die Felsen bewog zum Tanze:

Sie zu besingen, diese besungenen,
Nie ausgesungenen Zeugen der Gottheit, sie,
Ist bessern Barden vorbehalten.
Enkel! genug mir, sie dir zu zeigen!

Noch säng' ich vieles, was mir zu singen nun
Verbeut die Parze, welche mein Leben spinnt;

Ich sänge von den sieben Alpen,
Hangend am Fusse der sieben Berge.

Ich sänge von der Wiedergeburt der Schweiz,
Von ihrem stillen Glück in der Freiheit Schooss,
Und wie der Friede reichen Segen
Über die Täler und Berge spendet.

Im ganzen ist Bernold nie aus dem Banne seiner Bardendichtung herausgetreten, nur dass zu Zeiten mehr elegische Töne angeschlagen werden, die an Ossian, Kleist, Höltiy, Salis und Matthisson erinnern. Was er bringt, bewegt sich innert den Schranken der Freundschaft und Liebe, der Dichtkunst, der Natur, des Vaterlandes, der Religion und der Geschichte der Gegenwart, also auch in den Stoffen Klopstock nachahmend. Ausser Salem hat er Pfävers, die Mainau, Rapperswil, den Nidberg, den Linthof bei Schännis, das Tal von St. Georgen bei St. Gallen, die Aussicht vom Rosenberg, die Flüsse der Schweiz, namentlich die Lint besungen, von historischen Stoffen die Schlacht bei Näfels, die Grafen von Toggenburg, Reding, den Bundesschwur von Truns und ähnliches. Humoristische Züge sind ganz selten, einmal eine Nänie auf seinen geliebten Hund Phylax, als Parodie zu Gellerts Fabel; ein andermal folgende Verse aus einer Ode auf des Barden Geburtstag: er spricht den Geburtstag an:

Mir warst du geneigt, im Buche des Lebens geschrieben,
Prangend mit künftigen Taten und auserlesnen Geschenken.
In der gebogenen Linken das goldene Saitenspiel haltend,
Weihest du mich zum ersten und letzten der Barden von Riva.

Ein Klopstockianer ist Bernold auch in seiner Epopöie *Wilhelm Tell* oder der *Telliade* gewesen. Bekanntlich liess sich Klopstock zu seiner Messiaade von der Betrachtung veranlassen, dass die Mehrzahl der Nationen, Griechen, Römer, Italiener, sogar Portugiesen ihr Epos hätten, nur die Deutschen mangelten einer solchen Dichtung, welche doch das vorzüglichste Merkmal poetischer Tatkraft sei. Genau derselbe Beweggrund veranlasste den Barden von Riva zu einem schweizerischen Nationalepos, wozu so viel Stoff in der Geschichte unserer Freiheit liege; zudem sei Tell „wegen seinem, nicht immer fehlerfreien Charakter, den ein solches Unternehmen jedoch zu heischen scheine, der tauglichste Held einer solchen Dichtung. Johannes von Müllers Schweizergeschichte wurde seither mein Lieblingsbuch; hier sah ich mich im Lande der Väter um, bewunderte ihre Taten, machte ihre Grundsätze mir zu eigen, verwandelte sie in Fleisch und Blut.“

Der zweite Gesang beginnt:

Die du mit goldenem Zepter die drei Waldstätte beherrschest
Und die liebliche Schweiz, und über Mythenstein waltest,
Freiheit! hab ich dir je ein wohlgefälliges Opfer
Dargebracht, so erhöre die Stimme des flehenden Barden!
Hör', und lehr' mich ein Lied von den Helden, deinen Getreuen!
Sind wir nicht alle frei? Schuf uns die Mutter Natur nicht
Also? wie selig war die erste Herrschaft der Freiheit!

Ach! sie dauerte noch und brächte den Himmel zur Erde,
Mild aus ihrem Füllhorn erquickend zufriedene Welten!

Das Gedicht atmet durchaus den Geist der Revolution, wie es denn auch keinen Anstand nimmt, die Vorgänge bei der Gründung der Eidgenossenschaft eine *Revolution* zu nennen; es schaut rückwärts und vorwärts; rückwärts bis zur Schöpfung der Menschheit, deren Geschichte nichts anderes ist, als ein stets sich wiederholender Kampf um *Freiheit*; vorwärts durch alle Phasen der Geschichte der Eidgenossenschaft bis in die Gegenwart:

O Zukunft, würdig der Tränen!

Ach, wohin ich blicke, seh' ich entartete Schweizer,
Sehe die Freiheit in Frechheit und Unterdrückung verwandelt,
Seh' in den Hallen der Themis die feile Dirne des Unrechts,
Seh' in ihrer Wagschal' die blendenden Gaben des Goldes,
Sehe die alten Zwingherrn von euren Vögten verdränget,
Seh' auf Hügeln, in Hainen, am Ufer der Seen und Flüsse
Drohend hangen die Schlösser, das Aergernis wandernder Weisen.
Wie? im Lande der Freiheit die Wohnungen drückender Herrschaft?
Auf, ihr Tellen, erwachet aus eurem Schlummer! zu lange
Schlummert ihr schon! auf! rettet die Schweiz noch einmal vom Joche.

Das im December 1797 vollendete Gedicht gelangte nicht zum Drucke, dagegen fanden einige lyrische Gedichte, zuerst der „Spaziergang nach der Brunnquelle Tellina“, Aufnahme in den Jahrgängen 1789, 1794—1796, des in Zürich erscheinenden „Schweizerischen Museums“. Für eine beabsichtigte Gesamtausgabe der Gedichte zeugt eine vor 1798 abgeschlossene und mit einer Vorrede an den Leser versehene Handschrift. Vom Jahr 1806 an brachte der *Erzähler*, das Organ *Müller-Friedbergs*, von Zeit zu Zeit etwas Poetisches aus Bernolds Feder, das stets die Chiffre *B. v. R.* trug, und Müller-Friedberg wird es wohl selbst gewesen sein, der im Jahre 1819 den Walenstadter Freund zum Drucke seiner gesammelten Gedichte aufforderte und die Buchhandlung *Huber & Co.* in St. Gallen zum Verlage veranlasste. Wenigstens schickte Bernold unter dem 9. Juli dieses Jahres seine Gedichte im Manuskript, und zwar sorgfältig geordnet und gefeilt, zu dem Ende an den Freund. „Ich wünsche nun“, heisst es im Begleitbriefe, „den Kindern meiner Laune gute Reise unter das Publikum und viel Glück in der Welt, die im Argen liegt. Mein Vaterherz ist nun doch um selbige besorgt; denn einmal ausgeflogen, ist keine Rückkehr mehr gestattet.“ Warum der Druck nicht vor sich gieng, haben wir nicht in Erfahrung gebracht.

III.

Mittlerweile war an unsrem Poeten, der in seiner Stellung als Landeshauptmann und Schultheiss von Walenstadt manche geschäftliche Erfahrung eingeheimst hatte, das erste wichtige Staatsgeschäft herangetreten. Es galt einen Process zwischen der Gemeinde Ragaz und den untern Gemeinden des Landes betreffend Fuhrrecht, welches schon mehrere Jahre früher (1787) vom Syndikat zu Frauenfeld einseitig zu Gunsten von Ragaz entschieden und erkannt worden war, jetzt aber, als es zum erstenmal angewendet werden sollte, von den untern Gemeinden kräftig beanstandet wurde. Beide Parteien appellierte von einem Spruche des Landvogts nach Frauenfeld, und Bernold wurde mit einem andern Herrn mit der Führung der Angelegenheit für die untern Gemeinden betraut. In Frauenfeld angekommen, sahen sie sofort,

dass die Konstellation für sie nicht günstig sei; die Bitte um erneuerte Untersuchung der Rechtsurkunden wurde rund abgeschlagen, ja die öffentlichen und die heimlichen Gegner — das Kloster Pfävers spielte hinter der Decke — betrachteten die Abgesandten der untern Gemeinden fast für Jakobiner. Dennoch unterliess der versammelte Landrat nicht, den heimgekehrten Gesandten trotz ihres bescheidenen Auftrittens bestens zu danken; ja sie wurden beauftragt, bei Luzern und Zürich nochmals zu deputieren, um den Akzess zur Revision auf dem nächsten Syndikat zu Frauenfeld auszuwirken. Nach dem in Zürich herrschenden Gebrauch gab über dergleichen Geschäfte derjenige die erste Stimme im Rat, der am Syndikat der zweite Gesandte gewesen war; ihn musste man daher zuerst gewinnen. In der ersten Audienz nannte dieser den Schultheissen von Walenstadt einen Tröler. Das war Bernolds Glück. Er beklagte sich nämlich bei seinem eben in Zürich arbeitenden Freunde *Diogg* über die Behandlung, die ihm jener habe angedeihen lassen; *Diogg*, mit dem Sohne des alten Herrn befreundet, gab die Klage weiter; der Sohn nahm den Vater in die Kur, und der Herr — war bekehrt; der Rat gab seine Einwilligung zur Revision, Luzern folgte dem Beispiel Zürichs. So begab sich denn Bernold neuerdings ans Syndikat nach Frauenfeld; „die Untersuchung wurde gestattet, eine Kommission verordnet, und wir siegten.“

Die Zeit, die über dem Geschäfte verstrich, benützte Bernold u. a. zu einer Reise nach Schaffhausen, wo im Anschauen des Rheinfalls der Jünger Klopstocks folgende schöne Ode dichtete:

Der Rheinfall (bei Schaffhausen; 1794).

Welch ein erhab'ner Gedanke des Schöpfers!
Dem Auge Schaum, dem Ohr Donner,
Stürzest du, göttlicher Sohn der Natur,
Dich zwischen den ragenden Felsen
(Du trennst und hölltest sie aus)
Herunter, herunter, herunter.
Der Wanderer staunt und schweigt,
Und ich fall' anbetend nieder
Vor deinem Angesicht, Jehova!
O du, der diesen Rheinfall schuf,
Mir Augen gab, ihn zu sehen —

Mir Ohren gab, ihn zu hören —
Wie gross, wie gross, wie gross bist du!
Zwar gehst du hier nicht säuselnd vorüber,
Wie dort, als Moses dich sah
Am Rücken deiner Herrlichkeit . . .
Du kommst auf stürmenden Wogen daher,
Hüllst dich in siedende Nebel und rufst,
Dass es der Abgrund dem Abgrund erzählt:
„Ich, der ist und war und sein wird,
Bin so herrlich im Tropfen am Eimer,
Als im Falle des Rheines.“ —

„Wenige Monate hernach, es war der 22. November 1794, der Vorabend des Dankfestes, kamen, nachdem ich den ganzen Tag über meinem Wilhelm Tell gebrütet und voll von exaltierten Freiheitsideen war, drei Männer von Ragaz zu mir, mich zu versuchen. Sie begehrten mit mir zu reden, und der eine, den ich zuvor in einem Erbgeschäfte kennen lernte, führte das Wort und begann über das Kloster Pfävers Verschiedenes zu klagen, mit der Versicherung, dass sie nichts anderes wünschten, als gleich dem übrigen Sarganserlande unter dem Landvogteiamte zu stehen, ob sie zwar nicht die einzigen wären, die sich über ihre Herren zu beklagen hätten. Ich stutzte anfangs und wies sie zu ihrem Gemeindevorsteher, worauf sie erwiederten, dass, da er ganz vom Kloster abhange, sie ihm so etwas nicht klagen dürfen, und ich solle versichert sein, dass alles, was wir hier reden, unter uns bleibe. Endlich, nachdem ich mich vorläufig geäussert, dass ich zum Teil ihre Beschwerden wohl wisse, wie die Pfaffen mit ihnen umgehen, und woher ihr Unglück entspringe, nämlich von jenen Ortsstimmen von Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, vermöge deren die Jurisdiktion des Klosters appellabel sei; auch mir nicht unbekannt wäre, dass die meisten Angehörigen der Klöster und mitunter auch weltlicher Herrschaften missvergnügt seien, wie z. B. das Gerücht sich eben

verbreite, dass die Gemeinden am Zürchersee ein Memorial an ihre Gnädigen Herrn und Obern geschickt hätten, das eben der beste Weg sei, sich in geziemender Ehrfurcht zu beklagen, — gab ich ihnen den Rat, dass sie sich zum Herrn Landvogt verfügen und ihm ihre Beschwerden vortragen; denn er sei ein Gerechtigkeit-liebender Herr, der ihnen gewiss, wo möglich, entsprechen werde. So sprach ich mit ihnen, zog ein wenig über die Pfaffen los und entliess sie. Folgenden Tags gieng ich in die Kirche, Gott für alle in diesem Jahre empfangenen Guttaten zu danken. Aber wie erschrak ich, als ich den 2. Dezember Nachts durch den von Cur nach Zürich reisenden Boten vernahm, dass der Landvogt mit Mannschaft wider einige Ruhestörer von Ragaz, die das Kloster Pfävers überrumpeln wollten, ausgezogen sei, sie ertappt und gefangen, der Fürst aber sich geflüchtet habe. Die Neugkeit war mir neu, und doch nicht neu —; aber dieser dumme Streich war so sehr das Gegenteil meines gegebenen Rates, dass ich auch jetzt noch ruhig blieb, ungeachtet ich nun ein nahes Gewitter ahndete, wovon ob meinem Haupte die Wolke schwabte, drohend zu bersten. Am folgenden Tage, der unserm Kirchen- und Stadtpatronen heilig ist, begegnete mir, da ich eben aus dem Gottesdienste nach Hause gieng, ein Mann von Sargans, mit der Nachricht, dass am Abend auf dem Schlosse Landrat gehalten werde, wozu ich hiemit eingeladen sein und in meinem sowohl als der Bürgerschaft Namen erscheinen solle. Ich nahm den Statthalter mit und erschien. Herr Landvogt (es war ein *Letter* von Zug) eröffnete den Landrat mit einer zweckmässigen Rede, worin er die Vorfallenheit der letzten Nacht und des gestrigen Tages allen Umständen nach erzählte und unter anderm auch einflieissen liess, wie die Ruhestörer auf ihren Werbungen im Lande den Leuten vorgegeben hätten, dass der Landeshauptmann ihr Vorhaben gebilligt habe. Nach des Landvogts Exordium wars nun an mir, die erste Meinung zu geben. Welch ein Augenblick! o grausames Schicksal! Ich sass auf glühenden Kohlen. Am meisten verdross und erschütterte mich, dass Herr Landvogt, der sonst für meinen Freund sich ausgab, mich öffentlich so behandelte, anstatt meinen Namen für einmal zu verschweigen, mich auf die Seite zu nehmen und mir unter vier Augen zu sagen, was er bereits wusste. Aber nein! Der Plan, mich zu stürzen, war schon geschmiedet; Alles, die Rede sogar, war darauf eingerichtet, mich zu verwirren, und wie sollt' ich in solchen Umständen nicht verwirrt werden? Ich läugnete demnach geradezu, dass mir vorhin etwas dergleichen *Aufrührisches* (dies konnt' ich in Wahrheit und Einfalt des Herzens sagen) zu Ohren gekommen wäre. Wunden Herzens gieng ich nach Hause; meine Leiden fiengen an; ich erinnere mich, den folgenden Tag mich in meinem Museum, dem Musenheiligtum (nun Trauerhalle) aufs Bett hingeworfen und bitterlich mein Schicksal beweint zu haben.

Bald darauf kam die Frau Landvögtin ins Wochenbett und ich gieng mit meiner Gattin hin, unsre Aufwartung zu machen, wobei ich die Absicht hatte, die ich auch vollzog, dem Herrn Landvogte meine Unterredung mit jenen drei Männern zu entdecken; allein ohne mich zu trösten und den Zweifel aufzulösen, gab er mir einen Hofbescheid und liess meine Worte gleich dem Wasser über Wachstuch hinglitschern. Dieser schreckliche Zustand zwischen Furcht und Hoffnung, Sein und Nichtsein, dauerte ein paar Monate, und ich sah immer das Damokles-Schwert an einem Faden über meinem Haupte drohend hängen. Endlich war Herr Landvogt so gut, anstatt mich durch den Landweibel zu zitieren, mir durch seinen Knecht in einem Briefe zu wissen zu tun, dass er mich folgenden Tags aus wichtigen Gründen sprechen möchte. Die Nacht schlich langsam und düster vorüber. Den folgenden Tag ritt ich also Nachmittags aufs Schloss. Herr Landvogt begann mit sichtbarer Verlegenheit, mir die Ursache, dass er mich nach so langem Zaudern, wie weh es ihm auch tat, berufen musste, die

Aussagen der drei Männer oder Schurken, die bei mir waren, und die Notwendigkeit, dass auch ich heute oder morgen meine Deposition in Gegenwart des Oberamtes zu Protokoll geben müsse, zu entwickeln. Meine erste Antwort war ein herzliches Weinen, das den Herrn Landvogt selbst fast zum Weinen brachte. Endlich, nach dieser Entlastung, erzählte ich ihm noch einmal den Umständen nach alles, was und wie es mir begegnete, bedauerte mein Schicksal, die Frucht böser Menschen; bedauerte, dass ich, der ich sonst selbst auch im Oberamte Sitz und Stimme hätte und in Kraft dessen über andere urteilte, nun als Schuldiger vor demselben erscheinen und zuletzt geurteilt werden müsse, eine Empfindung ohne Gleichen! und beteuerte ihm am Ende, dass ich heute noch unmöglich meine Deposition ad protocollum geben könne, sondern mir bis morgen einen kleinen Aufschub erbitten müsse.“

Kürzen wir nunmehr ab. Nachdem das Verhör vor sich gegangen, reiste Bernolds Schwäher nach Zug, Luzern und Zürich, um sich für den unglücklichen Landeshauptmann persönlich zu verwenden. Andere Freunde in Zürich, namentlich der bereits designierte neue Landvogt *Hofmeister* von Zürich, taten das ihrige. In dieser schweren Leidenszeit wurde Bernold ein Knabe geboren, das gesündeste, munterste, wohlgestaltetste Knäblein: „O Kind, o Sohn meines Herzens und Schmerzens! O Benoni! lebendigstes Denkmal der unglücklichsten Epoche deines Vaters, der dich mit bittersüsem Lächeln in seine Arme nahm und dem Vater im Himmel mit den Worten opferte: Nimm ihn wieder von mir zu dir, wenn er so unglücklich werden sollte als ich!“

Das Geschäft wurde endlich durch Zürichs Vorgehen dahin geleitet, dass der Landvogt alle abstrafen solle, ausgenommen den Landeshauptmann, über dessen Vergehen er zu Frauenfeld summarisch an das Syndikat der regierenden Stände zu berichten habe, wo alsdann instruktionsmäßig abzusprechen sein werde. Inzwischen wurde Bernold durch den Landvogt in seinen Amtsverrichtungen als Landeshauptmann und Schultheiss suspendiert. Damals schrieb Hirzel Sohn u. a. an den Delinquenten: „Lassen Sie sich's doch zur Regel dienen! ein feuriger, junger, talentreicher Mann läuft gern Gefahr; leicht wächst ohne sein Wissen das Bewusstsein seiner Fähigkeiten zu Stolz an, oder es scheint wenigstens so, und dann gibt's gar zu viele Leute, die gern demütigen. Also — Sie sind gelehrt, sind Genie — werden Sie auch noch weltklug. Schreiben Sie mir nächstens, dass Sie die Leier wieder zur Hand nehmen, oder können Sie das nicht, so studieren Sie Yoriks Tristram und empfindsame Reise, oder wenn der Traurigkeitsteufel Sie plagen will, Don Quichotte.“ Unterdessen wird der Zuger Landvogt durch Hofmeister aus Zürich abgelöst und Bernold macht sich auf den Weg nach Frauenfeld. Der Gesandte Wyss aus Zürich, den er zuerst besucht, gibt ihm einen väterlichen Verweis, dass ein Mann wie er, von Charakter und Würde, sonst vernünftig und rühmlich bekannt, eine solche Sottise begangen und sich in einen Process verwickelt hätte, worin die unsinnigsten, ungereimtesten Dinge (da Bernold doch so gern reime!) vorkommen; „aber freilich wisstet ihr auch, dass so etwas eher Leuten meines Gleichen begegnen könne, deren feurige Einbildungskraft von nichts als Freiheit und Gleichheit träume.“

Beleidigt von Sticheleien der katholischen Gesandten, machte Bernold einen Abstecher nach Konstanz und Salem, wo er incognito Kloster, Kirche und Gottesdienst anschaut und, „heiliger Wemut voll, Träume der Jugend träumt.“ „Habt Dank, ihr Örter, ruft er beim Abschied, dass ihr mich nicht verrietet! Seid ihr doch menschlicher als meine Mitmenschen! Ach, die freie Schweiz kann die Freiheit nicht vertragen, wie lange werd' ich noch ein Fremdling in ihr sein?“

Bald nachdem er nach Frauenfeld zurückgekehrt war, kamen die Gesandten endlich zu

einem Urteil; dasselbe lautete auf einen Zuspruch, 20 und 10 fl. Stubengelder und 100 fl. an die Kosten; die Ämter dürfe er wieder antreten.

Der Herr Bürgermeister von Zürich als erster Gesandter liess darauf Bernold allein zu sich kommen, begann väterlichst den ihm von der hohen Regierung aufgetragenen Zuspruch und bezeugte ihm im Namen derselben das grosse Missfallen, das sie aus der Relation der Akten über sein Betragen äusserten, um so mehr, da man sich seinem Charakter gemäss eines bessern hätte versehen dürfen; er hoffe, dass Bernold, von dem ansteckenden Freiheitsschwindel von Grund aus geheilt, von nun an wieder in die Fusstapfen seiner Väter einlenken und seine sonst rühmlich betretene Bahn fortsetzen werde. Bernold wisse nun aus einer bittern Erfahrung, wie weit eine feurige Einbildungskraft, verführt von zu freien Grundsätzen, irreleiten könne, so dass man zuletzt vor einem Abgrunde stehe, wo's wenig fehlte, dass man hineinfiele und die Ruhe des Lebens auf immer verlöre. — Bernold „dankte dem edlen Manne wie ein Kind dem strafenden Vater, schied getröstet von ihnen und wurde wieder, der er war, der Barde von Riva.“

War es nun das wohlige Gefühl der wiedergewonnenen Ehre und das Bedürfnis, für alle Zeit seinen Angehörigen die Reinheit seiner Absichten zu konstatieren, oder war es eine Ahnung, dass die nahe Zukunft vielleicht noch schwerere Stürme für ihn und die Seinigen und für das engere und weitere Vaterland bringen werde: genug, Bernold hielt es an der Zeit, namentlich seinen Kindern zur einstigen Belehrung, seine bisherigen Lebensschicksale aufzuschreiben. Als Vorbild schwebten ihm *Rousseau's Phantasieen* oder Träumereien eines einsamen Spaziergängers vor, „der reinst Ausdruck der schönsten Seele, ein Abglanz des edelsten Geistes, der sich aus ätherischen Regionen hieher verirrte. Denn wer träumte nicht gerne von seinen Jugendszenen, da er noch ein Kind war, dachte wie ein Kind und handelte wie ein Kind; dann, als er ein Mann wurde, leider noch nicht ganz auszog, was des Kindes war?“

Dass die vorliegenden Blätter an der Hand dieser Bernold'schen Selbstbekenntnisse verfasst werden konnten, verdanken sie der Zuvorkommenheit der Familien Rothenhäusler-Bernold in Rorschach und Reutty-Bernold in Stad.

IV.

Es könnte auffallen, dass in den biographischen Nachrichten, abgesehen von der Pfäverser Affäre, so wenig von den Ideen die Rede ist, welche das Zeitalter der französischen Revolution begleiteten. Der leider unvollendete Entwurf einer *Flugschrift*, datiert 26. Jänner bis 1. Februar 1798, belehrt uns, dass Bernold den politischen Zeitideen nichts weniger als teilnahmlos gegenüberstand; im Gegenteil scheint das Hauptinteresse seines Kopfes wie seines Herzens sich von jetzt an für längere Zeit von den poetischen Träumen ab- und mit der ihm eigenen Innigkeit und Wärme den politischen Tendenzen der Gegenwart zugewendet zu haben. Zur Lektüre Rousseau's hatte sich das Studium der Schriften *Mably's*, *Sieyes* und *Paines* und ohne Zweifel auch anderer Revolutionsschriftsteller gesellt.

Gesunder Menschenverstand. An alle und jede Einwohner der Schweiz gerichtet: so nennt sich diese Flugschrift. Verfasst ist sie auf die Nachricht hin, dass in dem Moment, wo durch den Einzug eines fränkischen Heeres die Eidgenossenschaft zusammenbrach, zu Arau die Gesandten der alten Kantone feierlich die alten Bünde beschworen hätten. Der Stil der Schrift ist noch

sehr jugendlich und rhetorisch. „Jetzt, da die grösste aller Revolutionen auch unser liebes schweizerisches Vaterland treffen wird, jetzt tritt der Zeitpunkt ein, wo ein jeder Schweizer ohne Unterschied das Recht hat, seine Meinung öffentlich zu sagen und sein Schärflein zum Wohle desselben beizutragen. Bisher durfte man's nicht tun, und wenn hin und wieder jemand so unvorsichtig war, sich zu äussern, wes Geistes Kind er sei, so wurde er von der herrschen- den Partei weidlich dafür gezüchtigt. Jetzt nimmer so, meine Brüder! Sind wir nicht alle Schweizer? Ist die Eidgenossenschaft nicht unsere gemeinsame Mutter? Haben wir von der Natur nicht gleiche Rechte und Ansprüche erhalten? Warum diese Scheidewand zwischen Aristokraten und Demokraten, zwischen Freien und Untertanen, zwischen Städtern und Land- leuten, zwischen Katholiken und Reformierten? Vor Zeiten wars nicht so; aber bald bemeisterte sich der Eigennutz unserer Väter, denen es süß schien, über einander zu herrschen. Aus dieser unlautern Quelle kam der Gedanke zur Errichtung gemeiner Herrschaften. Die Folge der Burgunderkriege und des schnöden Reislaufens, sowie der Missbrauch der Freiheit und die Venalität der Justizpflege in der neuern Zeit sind bekannt genug. Was will man auch lang davon reden? Es sind ja nur hässige Beispiele, zu nichts anderm gut, als alte Wunden aufzurissen; mögen diese privilegierten Räuber, wenns ihnen so behagt, sich mit ihrer unge- rechten Beute brüsten, wartet nur aus! die Reihe kommt auch an sie. Doch wollen wir den alten Unfug gern vergessen, wenn jetzt in der allgemeinen Umarbeitung der Dinge kein neuer entsteht; denn diesem vorzubeugen ist jedermanns Pflicht und die einzige Absicht dieser kleinen Flugschrift.“

An der Hand des Müller'schen Geschichtswerkes macht nun Bernold einen Gang durch die Geschichte der Eidgenossenschaft, um zu zeigen, wie anfänglich der Schweizerbund bei seiner Entstehung und ersten Ausbreitung dem Gesetze des *gesunden Menschenverstandes* folgte, welchen *Paine* bekanntlich mit so grossem Erfolge für die amerikanische Union aufgestellt hatte; wie aber im Verlaufe der Geschichte der ursprüngliche Plan der Eidgenossenschaft auf einmal stockte und in Herrsch- und Eroberungssucht ausartete, und wie sich eine widernatürliche Scheidewand hervortat zwischen Freien und Untertanen und jene über diese trotzend erhab, als ob es unter Menschen, von gleichem Stamme geboren, eine Ungleichheit der Rechte geben könnte. Als Gegengift gegen die zerstörenden Kräfte der Eidgenossenschaft schlägt Bernold vor: die Uebertragung einiger Souveränitätsrechte auf einen aus allen Teilen der Schweiz ver- sammelten Unionskongress, „wie er in den Vereinigten Staaten von Nordamerika aufgerichtet worden ist, für eine Nation, die mit bewundernswürdigen Schritten einer Grösse entgegen eilt, die einst vielleicht den blendenden Glanz der berühmtesten Völker der alten Welt ver- dunkeln wird.“ Dazu aber wäre notwendig, dass einzelne Mitglieder der Konföderation ihre Lieblingsneigungen und Schoossrechte dem Wohle des Ganzen aufopferten, dass die Ländereien der Schweiz gleichmässiger verteilt und der in einer sogenannten Republik unstatthafte und monströse Unterschied von Untertanen und Freien aufgehoben werde. Würde dieses geschehen und käme jene solide Union, die, gleich der nordamerikanischen, unsere zerstreuten Länder wie einen Steckenbündel zusammen bände, was würde dann die Schweiz an innerer Stärke übertreffen? Nichts. Dann wäre die Schweiz auch wieder einmal ein Ganzes, das, unüberwindlich durch Einigkeit, auch der grössten feindlichen Macht, wie ehemals in ihrem goldenen Zeitalter, Trotz bieten könnte. Die alten Tugenden würden wieder aufwachen und jene ewig bewundernswürdigen Heldentaten erneuern. *Tell* würde wieder auferstehen, mit ihm die grossen alle, welche auf verschiedenen Wegen, ein *Reding* durch klugen Rat, ein *Erlach* durch geschickte Anführung, ein *Winkelried* durch sein heiliges Blut das Ziel erreichten und mit

Aufopferung ihrer selbst das gemeinsame Vaterland retteten. Grosse Gefahren erwecken grosse Männer, die gewiss nie fehlen, wenn das Vaterland sie zu pflegen weiss und unparteiisch nur das Verdienst hervorzieht, wo es auch sei.

Auch der Verfasser der Flugschrift war bereit, einem Rufe der Zeit zu folgen, der wenige Tage später an ihn herantrat.

Zu Anfang Februar, so erzählte der Schweizerische Republikaner nach Mitteilungen, die aus Bernolds Feder stammten, erhielt der Landvogt von Sargans den Auftrag, sich um die Stimmung des Sarganserlandes wegen einer allfällig erwünschten neuen Konstitution zu erkundigen. Dieser Auftrag war von einem Mandat begleitet, worin die regierenden Stände das Volk zur Ruh und Ordnung ermahnten und zugleich aufforderten, seine Wünsche wegen besser zu treffenden Einrichtungen zu äussern und die Entscheidung seines Schicksals ruhig abzuwarten. Der Landvogt liess also am 13. Februar vormittags den Landrat versammeln und jene Schriften vorlesen. Man begehrte eine Kopie und wollte näher darüber eintreten; da beides verweigert ward, versammelte sich der Landrat nachmittags ohne Landvogt und beschloss, dass das Mandat in allen Kirchen verlesen, Gemeinden gehalten und von denselben Ausschüsse gewählt werden sollen, um über die Landesangelegenheiten einen Plan zu entwerfen.

Still und ruhig giengen die Gemeinden vor sich, und sämtliche Ausschüsse traten auf dem Rathause zu Sargans wieder zusammen, um ein Memorial an die acht alten Orte entgegen zu nehmen und zu genehmigen, das, vom Barden von Riva verfasst, folgenden Wortlaut hatte: „Euer Gnaden und Herrlichkeiten haben gemäss dem Antrieb Ihres allezeit väterlichen Herzens uns von selbst aufgefordert, unsere Wünsche und Stimmung wegen einer allfällig erwünschten neuen Konstitution und besser zu treffenden Einrichtungen an den Tag zu legen.“

„Wir gestehen aufrichtig, dass wir ohne diesen hochobrigkeitlichen Wink uns gewiss nicht so leicht hätten einfallen lassen, Eure Gnaden und Herrlichkeiten mit eigenmächtigen Zumutungen zur Last zu fallen, noch viel weniger unordentliche Beispiele nachzuahmen; denn wir lieben Ordnung, Stille, Ruhe und Einigkeit. Aber jetzt, da Hochselbe uns über Erwartung entgegenkommen, würden wir ebenfalls besorgen, uns gegen Eure Gnaden und Herrlichkeiten sowohl als gegen unsere Nachkommen verantwortlich zu machen, wenn wir Hochdero väterlichen Wink nicht schleunig benützten.“

„Weit entfernt, wie wir sind, jene ehrwürdigen Bande, die uns bisher mit den acht alten Orten als unsren Oberherrn verknüpften, gewalttätig zu zerreissen, wären wir vielmehr gesinnet, dieselben dauerhafter und enger zu knüpfen. Zu dem Ende legen wir Euer Gnaden und Herrlichkeiten folgende Betrachtung in geziemender Bescheidenheit ans Herz.“

„Stellen Sie sich in uns ein Volk vor, das gleich allen andern Völkern mit dem Geiste der Zeit fortgeschritten und nun einmal der Vormundschaft und Minderjährigkeit entwachsen, im Begriffe ist, in die Rechte des selbständigen Alters einzutreten. Freilich, so lang ein Kind unter dem Vogt oder Vormund ist, hat es keinen eignen freien Willen und muss sich leidend den Befehlen eines andern fügen; dies ist eine weise Einrichtung der Natur; sobald es aber bei reifern Jahren der Vormundschaft entlassen wird, tritt es sogleich in die natürlichen Menschenrechte und hat Sitz und Stimme in der Haushaltung.“

„Nicht anderst glauben wir, dass man auch uns betrachten sollte, nämlich als ein Volk, dem endlich als vollbürtig und selbständig seine in der Natur sowohl als der ursprünglichen Schweizerverfassung gegründeten Rechte nicht länger vorenthalten sollte. Oder sind wir nicht, gleich allen andern, Schweizer? ist die Eidgenossenschaft nicht unsre gemeinsame

Mutter? ist jener im Rütli beschworene Bund nicht unser aller Vater? O! es kam jenen drei tugendhaften Helden gewiss nicht in Sinn, dadurch in Zukunft zwischen Freien und Untertanen eine gehässige Scheidewand zu ziehen, sondern ihr ursprünglicher Plan war, früher oder später alle Schweizer ihrer Bundesfrüchte teilhaftig zu machen.“

„Und nun fragen wir bescheiden und freimütig zugleich: Kann, was hernach in Folge der Zeit durch menschliche Leidenschaft und Unvollkommenheiten vereitelt wurde, nicht noch jetzt zum Glücke der ganzen Schweiz bewerkstelligt werden? Kann jener, von den drei Urvätern ausgegangene, im Rütli beschworene und darauf nur einigen prädestinierten Städten und Ländern karg mitgeteilte Bund sich nicht noch jetzt, dem Geiste der Zeit gemäss über ganz Helvetien verbreiten und aus allen Schweizern nur Ein Volk, nur Eine Brüderfamilie machen? und bringt es nicht selbst der Vorteil der bisher freien und herrschenden Stände mit sich, ihre Angehörigen zu verbrüdern, um so aus dem Stückwerk nur Einen Staat zu bilden, der an innern Kräften stark, ungleich mächtiger wird, allen auswärtigen Feinden die Stirne zu bieten und seine Unabhängigkeit fest, wie seine Gebirge, zu gründen?“

„Ja wohl ist dies alles nur reine Wahrheit. — O! so sehet uns demnach mit gnädigen Augen an! hebet die bisherige Scheidewand zwischen uns auf! lasset nicht zu, dass wir uns ferner des so schönen Schweizernamens gleichsam schämen müssen! gebet keinem Privatinteresse, noch viel weniger Feinden der Freiheit und Menschenrechte Gehör, die in ihren Angehörigen nur Lasttiere und Halbmenschen zu sehen gewohnt sind! betrachtet einzig das allgemeine Wohl des Vaterlandes und lasset bald die jedem Menschen, der noch nicht ganz herabgewürdigt ist, süssstönende Antwort in unsren Ohren erschallen: Freiheit und Gleichheit sei auch Euer Loos! Von nun an seid Ihr unsre Brüder! — Hier in diesen wenigen, aber vielbedeutenden Worten, Freiheit und Gleichheit, lesen Euer Gnaden und Herrlichkeiten unser einziges, auf heilige, unverjährbare, unveräußerliche Menschenrechte und Repräsentativsystem sich gründendes Begehrn. Dieses noch einigermassen, zwar immer bescheiden zu unterstützen, sei uns noch erlaubt zu bemerken, dass wir zwar mit unsren Hoheiten jederzeit zufrieden waren; aber die Mittelkanäle und eingeschlichenen Missbräuche, die der bisherigen Einrichtung fast wesentlich und unverbesserlich ankleben, erregen auch in uns das notgedrungene und daher verzeihliche Verlangen nach einer bessern Konstitution. Und warum sollte man uns diese nicht auch wie den übrigen gemeinen Herrschaften mildväterlich erteilen? Wir wollen und begehrn und erwarten ja nichts anders, als andre auch — sollten Sie uns allein leer ausgehen lassen? nein! Zudem bedenket noch folgende Gründe!“

„Ihr von Zürich! dass Eure Väter sich nicht scheut, mit unsren Vätern den 21. Dezember 1436 ein ewiges Bürgerrecht zu schliessen, das sie auch treulich hielten, indem sie auf unsre Klage wegen der Plackereien der österreichischen Amtleute auf Nidberg und Freudenberg uns alsogleich ihre Hilfstruppen zuschickten, die unter Anführung des berühmten Bürgermeisters Stüssi und nebst der Hilfe unsrer damaligen Bundesgenossen, der Graubündner und Curwalchen, uns bieder unterstützten und jene Zwingnester von Grund aus zerstörten.“

„Ihr von Schwyz und Glarus! dass Ihr zwar dieses Glück der Freiheit uns nur vier nicht ganz volle Jahre liesset, indem Ihr im Oktober 1440 zu Gunsten Eures Landmannes, des Grafen Heinrichs von Werdenberg, der es Euch hernach mit dem schnödesten Undank vergalt, mit bewaffneter Hand eine Gegenrevolution bewirket und uns sowohl damals und öfters im Laufe des alten Zürcherkrieges, als besonders hernach im Jahre 1460 nebst Uri unter Eure und der andern 4 Orte Botmässigkeit brachtet, ungeachtet Eure eigene Väter einst Glarus und Zug eroberten, nicht um sie zu Untertanen, sondern zu freien Brüdern zu machen.“

„Endlich bedenket Ihr alle von den 8 alten Orten, dass dessenungeachtet unsre Väter, wiewohl sie nicht frei blieben und ihren edeln Zweck nicht erreichten, sich dennoch immer als wackere Schweizer betrugen und die schweizerische Freiheit und Unabhängigkeit mehr als einmal mit ihrem Blute verteidigten. Sie, unsre Väter, vergesset es nie! sie halfen Euch streiten an jenem glorwürdigen 10,000 Rittertage (den 22. Juni 1476) auf dem mit Burgunderblute gedünnten Schlachtfeld zu Murten, wo sie nebst andern Eidgenossen und Schweizern auf dem linken Flügel unter dem Kommando des Schultheissen Kaspar Hertenstein von Luzern sich nach der Wiflisburgerstrasse plötzlich schwenkten und den fliehenden Burgundern den Weg versperren, wodurch sie noch vollends aufgerieben wurden. — Sie, unsre Väter, waren es, die im nachfolgenden Schwabenkriege, dem letzten für Freiheit und Unabhängigkeit gegen Österreich bestandenen Kriege, sich heldenmütig anstrengten, die nahen Grenzen besetzen halfen und den 20. April 1499 unter dem tapfern Heinrich Wolleb von Uri, der als ein zweiter Winkelried sich in der Schlacht fürs Vaterland aufopferte, den steilen Lanzengasterberg nicht ohne unsägliche Mühe erstiegen und einen der in den schweizerischen Annalen berühmtesten Siege erringen halfen.“

„Was war aber der Lohn unsrer Väter für ihr bei Murten und Frastenz vergossenes Blut?“

„Wir erwarten ihn jetzt, diesen Lohn, aus Eurer Hand, anstatt unsrer Väter. Dann seid Ihr wahrhaft unsre gnädigen Herrn, nicht nur dem Namen, sondern der Tat nach; und nicht nur wir, nein! auch unsre Kinder und Kindeskinder und späteste Enkel werden Euch Dank wissen und nie vergessen, was Ihr den Vätern für eine Wohltat erzeugtet, indem Ihr ihnen die schmählichen, über 300 Jahre alten Fesseln abnahmet und sagtet: Ihr seid frei!“

Nicht die Wirkung dieses Memorials auf die Vertreter der regierenden Stände kann es sein, die uns bewog, das Aktenstück in extenso wiederzugeben; denn weder die Berufung auf die Menschenrechte, noch die Beschwörung eidgenössischer Bundestreue, noch die Rücksicht auf die Vergangenheit veranlassten jene zur Bewilligung der ausgesprochenen Wünsche: die herbe Not der Zeit, der Geist der Revolution und die französischen Bayonnette waren für einmal die Bundesgenossen der schweizerischen Untertanen geworden; vielmehr gewährt uns das Schriftstück einen lebendigen Einblick in die Denkart ihres Verfassers; denn wenn auch in jenen Tagen und Wochen allerorts ähnliche Zustände ähnliche Worte und Reden veranlassten, so ist doch hier die Verbindung von Bescheidenheit, von lebendigem Eifer für die Freiheitsideen der Zeit und von Berufung auf die geschichtliche Vergangenheit recht eigentlich aus Bernolds persönlichem Denken und Empfinden hervorgegangen.

Kaum waren die sarganserländischen Deputierten mit der Freiheitsurkunde von Frauenfeld zurückgekehrt, als am 22. März die erste freie Landsgemeinde des Sarganserlandes bei Mels sich versammelte. Der Barde von Riva versah das provisorische Präsidium. Die Versammlung bestand aus einer unabsehbaren Menge Volkes, das übrigens selber nicht wusste, wie ihm bei der neuen Lage der Dinge zu Mute war. Nicht einen einzigen traurigen sah man; aber auf eines jeden Stirne konnte man lesen, dass diesem Volke Heil widerfahren sei.

Der gewesene Landeshauptmann Bernold, nunmehr 33 Jahre alt, eröffnete die Landsgemeinde mit nachstehender Anrede:

„Liebe, biedere, freie Mitbürger und Mitläudleute! Brüder, Ihr seid frei! — so schallt's uns von Frauenfeld und Pfävers entgegen — dies ist der Inhalt der feierlichen Urkunden, die man Euch jetzt vorlesen wird.“

„Und nun Ihr frei seid, liebe, gute Mitläudleute, nun Ihr frei seid, glaubet Ihr tun zu

können, was Ihr wollet? nein! das wäre nicht Freiheit, sondern Frechheit; denn Freiheit ist das Recht, tun zu können, was den Rechten eines andern nicht schadet. Und nun Ihr gleich an Rechten seid, glaubet Ihr tun zu können, was Ihr wollet? nein! das wäre nicht Gleichheit der Rechte, sondern Ungleichheit der Gewalt und Zügellosigkeit; denn Gleichheit der Rechte besteht darin, dass das Gesetz für alle das nämliche ist, es sei, dass es beschütze, belohne oder bestrafe. Das Gesetz aber ist der allgemeine Wille, ausgedrückt durch die Mehrheit entweder des Volkes oder seiner Stellvertreter. Sobald also jemand dem andern schaden will, sei es an Ehre, Gut oder Person, dann tritt das Gesetz in die Mitte, vollzogen von der rechtmässigen Obrigkeit. Keines kann demnach ohne das andre bestehen: weder das Gesetz ohne die Obrigkeit, die es handhabt, noch die Obrigkeit ohne Gesetze, die ihr die rechtmässige Gewalt in die Hände geben. Wo diese beide Hand in Hand gehen, da ist ein Volk glücklich. Überhaupt fliessen alle Pflichten des Menschen und Bürgers in folgenden, von der Natur in alle Herzen eingegrabenen und von dem göttlichen Lehrer der Menschen selbst angepriesenen Grundsatz zusammen: Tue andern nicht, was du nicht willst, dass man dir tue! Und wie edel, wie zweckmässig, wie ganz im Sinne seines erhabnen Vorbildes sprach auch Petrus zu den ersten Christen: Es ist der Wille Gottes, dass Ihr durch rechtschaffne Handlungen unverständige und unwissende Menschen zum Stillschweigen bringet, als Freie — und ja nicht, dass Ihr die Freiheit zur Bemächtigung der Bosheit missbrauchet.“

„O, so lasset Euch dieses ein für allemal gesagt sein, liebe, getreue Mitläudleute! Denket, dass aller Augen auf Euch gerichtet sind zu sehen, ob Ihr auch eine wahre Freiheit von der Ungebundenheit zu unterscheiden wisset. Ich zweifle keineswegs, Ihr werdet Euch so etwas nicht zu Schulden kommen lassen, sondern der ganzen Schweiz zeigen, dass, da Ihr die Freiheit und Unabhängigkeit von der Oberherrschaft der 8 alten Orte begehrtet, Euch edle, uneigennützige, menschenwürdige Absichten leiteten. Indessen dürft Ihr nicht befürchten, dass Ihr in Zukunft minder gut als zuvor regiert oder von der schweizerischen Eidgenossenschaft losgerissen werdet. Nein! Der grösste und wesentliche Unterschied besteht nur darin, dass Ihr zuvor fremden Regenten und Landvögten untertan waren, die meist, um unser Vaterland unbekümmert, nur ihr eigenes Interesse besorgten — (ach! wie wenige waren uns das, was unser liebe, unvergessliche Landvogt *Hofmeister* von Zürich war!), anstatt dass Ihr jetzt Euren eignen Gesetzen und der von Euch selbst gewählten Obrigkeit gehorsam sein werdet, einer Obrigkeit, die mit Euch gleiches Interesse hat, fürs allgemeine Wohl des Vaterlandes zu sorgen. Und der schweizerischen Eidgenossenschaft seid Ihr noch enger einverleibt als zuvor. Ihr, ehemals Untertanen, seid nun ihre Brüder, Eids- und Bundsgenossen; Ihr, die Ihr ehemals von allen vaterländischen Beratungen, wie wenn Ihr Bastarden wäret, ausgeschlossen waren, werdet in Zukunft Sitz und Stimme in der allgemeinen Haushaltung haben; Ihr, die Ihr Euch ehemals nur drücken und befohlen lassen musstet, habet nun Anspruch auf ihren bundesmässigen Schutz und Beistand, so dass Ihr nichts weniger als allein und abgerissen seid. Ja noch mehr: Eure Brüder und Eidgenossen haben sich ungemein vermehrt, da nicht nur die Städter, sondern auch die verbürgerten Landleute derselben; nicht nur die 8 alten Orte, sondern alle 13 uns zugewandte und alle neuen Orte mit uns verbrüdert sind. O seliger Anblick einer solchen Eidgenossenschaft und Brüder-Familie!“

„Ehrwürdige Schatten unserer schon längst im Grabe modernden Väter! steiget aus Euren Gräbern hervor! erscheinet an dieser ersten freien Landsgemeinde und freut Euch mit uns des Sieges, den die Menschenrechte endlich nach 3 Jahrhunderten über die angemassste Herrschergewalt ohne Schwertstreich erhalten haben, da Ihr Euer Blut zu Ragaz, bei Murten

und Frastenz umsonst für die Freiheit vergossen habet, für eine Freiheit, die Euch neidische Nachbarn wieder gewalttätig raubten. Erscheinet, unvergessliche Väter, und gebet Euern Enkeln noch weise Lehren, wie sie ihre Freiheit dauerhafter als sie in Frieden und Einigkeit geniessen mögen. Der alles beherrschende Himmel befruchte die junge Freiheit mit seinem wohltätigen Segen!"

„Und du, seliger Niklaus von der Flie! dessen Namensfest wir heute begehen, du grosser, unsterblicher, unvergesslicher Patriot! Du, der du einst zu Ragaz als ein fürs Vaterland streitender Held der Schlacht beiwohntest und dort zu Stanz die entzweiten Eidgenossen durch deinen mächtigen Einfluss wieder einigtest — o dass du auch heut zu Tage die Eidgenossenschaft zu Einem Körper verbinden könntest! Bleibe ferner in Zukunft der Schutzgeist unseres Landes und höre nicht auf, dich deines gemeinsamen Vaterlandes, wie einst auf Erden, patriotisch anzunehmen!"

Nach dieser Anrede wurden die Ämter durch Mehrheit des Handaufhebens besetzt, Bernold einstimmig zum Präsidenten der provisorischen Regierung erwählt und der gegenseitige Eid von Volk und Regierung geleistet, worauf alles wiederum friedlich nach Hause kehrte.

Die ernste Aufforderung unseres Bernold, dass das Volk frei und nicht frech sein möge, war nicht umsonst mit so scharfen Ausdrücken gewürzt; wiederholte er doch denselben Gedankengang im Entwurf zu einer *Flugschrift*, die den Namen trägt: *Zuruf eines Sarganserländers an seine lieben Mitbürger zu einem patriotischen Andenken*. Denn bereits hatten sich in die Gefühle der endlich erlangten Freiheit Empfindungen, Leidenschaften, Begierden und Begehrlichkeiten ganz anderer Art gemischt. Schon die Frage nach der zukünftigen staatlichen Zugehörigkeit des Landes Sargans regte die Gemüter auf: der erste Entwurf einer helvetischen Verfassung rief einem Kanton Sargans, der dann in den wirklichen Kanton Glarus einbezogen wurde; den Anhängern eines Repräsentativsystems der Kantone standen die Verteidiger der reinen Volksdemokratie gegenüber und mit ihnen verbündet die Geistlichkeit, die das Volk gegen die gottlosen Vertreter der staatlichen Neuerungen aufwiegelte und fanatisierte. Die militärischen und diplomatischen Vertreter Frankreichs forderten kategorisch von dem neufreien ehemaligen Untertanenlande, dass es sich als Kanton Sargans konstituiere und der Helvetik anschliesse. Aber es geschah weder das eine noch das andere; vielmehr verlangte das aufgehetzte Volk mit zunehmender Ungeduld, dass Sargans sich den katholischen Urkantonen anschliesse und den Franzosen den Krieg erkläre. Bernold, der keinen einzigen näherstehenden Freund und Berater gehabt zu haben scheint und den demokratisch-kirchlichen Wühlereien natürlich gänzlich abgeneigt war, sah sich gezwungen, den Dingen den Lauf zu lassen. „Die Absichten der wenigen Bessergesinnten, schreibt er, dem Laufe der Dinge eine minder stürmische Richtung zu geben, wurden immer vereitelt. Stets war die Konstitution Kontrebande, und ein Wort der Vernunft der Stein des Anstosses für fanatierte Toren.“ Man fieng an, die Sitzungen des Landrates zu stürmen und den Präsidenten zu insultieren. An der dritten von drei Landsgemeinden, die überhaupt im Lande Sargans abgehalten wurden, führten die aufgehetzten Bauern ihren Präsidenten mit Knütteln auf den Platz, nicht zu vergessen, dass viele Pistolen im Hinterhalt lauerten. Endlich zerfielen die Gemeinden und krochen zum Kreuze; die Walenstadter schickten Bernold zum französischen Obergeneral nach Zürich, um ihren Anschluss an die helvetische Verfassung anzukündigen. Unterdessen waren die oberländischen Bezirke zum Kanton Glarus geschlagen worden, und Bernold, zwar entschlossen, keine neuen Ämter anzunehmen, liess sich schliesslich

dennnoch bereden, die Stelle eines Unterstatthalters, d. h. des Regierungsstellvertreters, in seinem Bezirke anzutreten.

Wie ernst es Bernold mit den Pflichten seines Amtes meinte, ersieht man unter anderm aus einer Schrift, die wohl auch als Flugschrift gedacht, aber ebenfalls kaum gedruckt worden ist; sie ist betitelt: *Noch ein Blick auf das alte Sarganserland nebst einem Blick in den neuen Distrikt Mels* und beginnt mit folgenden Sätzen: Ich kann dich halt nicht so leicht vergessen, mein liebes Sarganserland! In dir geboren und erzogen, häng' ich noch in manchem Stück an dir und haftet noch so manches Bild an mir. — Zwar bist du nimmer das alte, deine ehemalige Verfassung und Verhältnisse sind hin, sogar dein Name ist verschwunden. — Und doch bist du das alte, noch leben die alten Bewohner in dir; nur der Name, nicht das Land ist neu. — Lass sehen, wie dein Uebergang aus der alten in die neue Ordnung der Dinge geschah, und was dir noch abgeht, um ein ächter, republikanischer Distrikt nicht nur zu heissen, sondern auch zu sein. Gleich einem Wanderer auf dem Scheideweg stelle ich mich zwischen deinen alten und neuen Zustand (ich bin ein Zeuge von beiden) und schaue mit Janusblicken vor und hinter mich, um dir — oder vielmehr deinen neuen Gesetzgebern, Regenten und Vätern — zu raten, wie ich immer tat, mit aufrichtigem Herzen, frei von Vorurteil und Interesse, aber als Kenner des Landes, der dich nachsichtig beurteilt.“

„Vom Schicksal zur Knechtschaft geboren und erzogen, immer unter einem fremden Joch schmachtend, bald von rätischen Grafen, bald von schweizerischen Landvögten beherrscht (und wie beherrscht?), gehörtest du nur dem Namen nach zur Schweiz und warst ein in allen Teilen vernachlässigtes Land. Wie kann man nun Licht von der Finsternis fordern? Kultur und Sitten von einem unerzogenen Lande?

„Immer muss man säen, bevor man ernten kann; zuerst muss man den guten Samen des Unterrichtes unter der Jugend ausstreuen: dann wird er auch Früchte bringen und bessere Kenntnisse verbreiten. Bei der Schulverbesserung müsst Ihr anfangen, Regenten und Väter des Volkes, wenn Ihr wollet, dass der wohltätige Geist der Konstitution auch bei uns Wurzel fasse und dauernde Früchte bringe. Bei den jungen Pflanzen muss angefangen werden, die alten sind schon zu steif und verzogen. Glaubet einem Manne, der es mit dem Vaterland und der Regierung gleich gut meint, glaubet ihm! Vielleicht ist der öffentliche Unterricht in den Schulen nirgends so schlecht beschaffen als in unserm Distrikt, er könnte nicht schlechter sein, und wo dieser fehlt, da fehlt alles. Was sollen einige wenige, auf den ohnehin schlechten Schulunterricht verwendete Winterwochen? Sie schaden mehr als sie nützen; denn das halbgelernte, unverdaute Buchstabenwesen artet nur wilder aus. Hier wehret und helfet! Gebt uns bessere Schulen, so giebt's auch bessere Bürger!“

Der Vorschlag Bernolds geht nun dahin, das Schloss Sargans zu einem allgemeinen Schulhaus und das Kloster Pfävers zu einem Kollegium zu machen. Nachdem er die zu erwartenden Früchte dieses Planes entwickelt, schliesst er folgendermassen:

„Frage dich also mit mir und segne das neue Licht, das über uns aufgegangen ist! In Zukunft sind wir so gut Helvetier, als die Glarner, Berner, Zürcher, ja besser, als sie und wir alle es vorher waren. Uns fehlte die Einheit; nun haben wir sie; sie allein ist im Stande, auch Einheit der physischen und moralischen Kräfte hervorzubringen; sie allein wird uns je länger je stärker von innen und aussen machen und unsere Nachkommen beglücken. O selige Zukunft!“
(23. November 1798.)

Ach, sie lag noch in weiter Ferne, diese selige Zukunft! Denn die Ruhe dauerte nicht lange. Schon die Vornahme des Bürgereides, welchen die Kapuziner und Weltgeistlichen bloss

unter Vorbehalt der Religion leisten zu wollen erklärtten, trug Bernold neue Verläumdung ein, und als nun gar im folgenden Jahre die Russen und Oesterreicher gegen die Franzosen heranrückten und sich die helvetische Regierung genötigt sah, die Milizen aufzubieten, da wurde der Lärm gegen den Unterstatthalter, den „Patrioten und Jakobiner“, so gross, dass er sein Amt in die Hände der Obrigkeit zurückzulegen sich genötigt sah.

Als endlich wenige Wochen später die französische Retirade im Bezirk Mels begann, die Volkswut wider die Patrioten aufs höchste stieg, alles dem Einrücken der Oesterreicher als den Wiederherstellern der alten Ordnung zu jubelte, da fand es auch Bernold geraten, mit Weib und Kindern nach Glarus zu verreisen, wo er fest zu bleiben sich vornahm, und dort der fernern Entwicklung des Schauspiels entgegen zu sehen. Aber die Österreicher kamen auch nach Glarus, Bernold wurde verraten und erhielt Befehl, zwar mit einem Passe verschen, unter Begleitung einer Ordonnanz nach Walenstadt zurückzukehren. Hier angekommen, erklärte ihm der Kommandierende, *Oberst Cavasini*, er sähe gerne, wenn Bernold sich für wenige Tage über Rhein entferne, es sei um seiner eigenen Ruhe und Sicherheit willen; er könne Feldkirch oder Cur wählen. Bernold zog Cur vor und verreiste dorthin in seiner eigenen Kutsche, wiederum von einer Ordonnanz bis nach Ragaz begleitet. Zwar deportiert, konnte er in Cur doch frei in und ausser der Stadt herumgehen, hielt sich aber möglichst still und eingezogen, meist mit der Lektüre Goethescher Schriften beschäftigt, die er sich in Cur angeschafft hatte. Nun brachte einmal ein Glarner, der in Geschäften nach Cur reiste, Bernold einen Brief von seiner Frau; böse Leute erfuhren es, zeigten es an, und in der nächsten Nacht wird Bernold militärisch aus dem Bett geholt und in Arrest auf das Rathaus geführt. Drei Tage wurde er hier in scharfer Gefangenschaft gehalten, bis am vierten sein aus Glarus hergeeilter Schwäher es bewirkte, dass man den geplagten Mann, der nichts verbrochen, wieder entliess. Zum ersten Mal erquickte er sich durch genügende Speise und einen gesunden Schlaf.

Des folgenden Tages, es war der 3. Juni 1799, erhielt er abends auf seinem Zimmer Besuch von zwei Landsleuten, *Gallati* und *Oberli*. Doch lassen wir ihn selber erzählen: „Als sie wieder hinunter gehen wollten, trat Gallati noch einmal zurück und sagte etwas verlegen, er habe mir noch etwas wichtiges zu sagen. — „Was denn?“ — Es sei zu Walenstadt ein Unglück begegnet, ich solle mich fassen; er hoffe zum voraus, dass ich es standhaft ertragen werde. — „O ja! er solle nur einmal sagen, was es sei, ob Weib und Kindern ein Unglück widerfahren sei?“ — „Nein, sie seien gesund, aber Walenstadt sei in der Nacht vom 1. zum 2. Juni verbrannt. — „Ob mein Haus auch?“ — Ja, und zwar mit einem neuen Unglück. — „Welches? er solle doch alles sagen, nichts verschweigen, ich sei zu allem gefasst.“ — Als mein Haus zusammenstürzte, seien 35 Personen darunter umgekommen. — „Wie denn das Feuer ausgebrochen sei?“ — Im Eckhaus bei dem Rathaus; über 40 Häuser liegen in Asche und über 20 Ställe. Ein Schweizersoldat vom Regiment *Roverea* habe das Feuer mit Fleiss angelegt, Gott vergelte es ihm! — „Schreckliche Neuigkeit! Also war's noch nicht genug, dass ich von meinen Feinden verfolgt, verläumdet, deportiert wurde? Ich musste auch noch mein in den Jahren 1790 und 1791 mit so viel Kosten renoviertes Haus auf eine solche Art verlieren! Harte Prüfung! Fast über meine Kräfte! Doch will ich auch jetzt noch nicht verzagen; jener Geduldsmann wusste doch auch, was er sagte: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gepriesen! — Oft ist eine einzige solche Empfindung, wenn sie in der Seele herrschend wird, wahre Arznei im Unglück. Und warum nicht? „Er ist ja der Herr, er tue, was ihm wohlgefällt“, sagte jener andere; was will ich Wurm mit ihm rechten? Was will ich Geschöpf wider den Schöpfer murren?“

Si fractus illabatur orbis
Impavidum ferient ruinæ.*

„Was Horaz hier vom Weisen singt, sollte sich jeder gesagt sein lassen. Nicht minder Wielands Spruch im Oberon:

Mir sagt's mein Herz, ich glaub's und fühle, was ich glaube:
Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
Lässt uns dem Elend nicht zum Raube;
Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
So lasst uns fest an diesem Glauben halten:
Ein einzger Augenblick kann alles umgestalten.

„Was mich indessen bei dieser Feuersbrunst am meisten schmerzte, waren, wie ich bald darauf vernahm, die näheren Umstände, wovon sie begleitet war. Das Feuer brach um halb zwölf Uhr nachts in der Kammer aus, wo der Soldat lag. Gewiss ist, dass, wenn die Walenstadter williger und tätiger gewesen wären, sie die Ausbreitung des Feuers durch Niederreissen des ersten oder zweiten Hauses und der hölzernen Ställe hinter denselben, wodurch hernach mein Haus angesteckt wurde, leicht hätten unterdrücken können. Allein man wollte es nicht: die Leidenschaften erwachten bei diesem Anlass wieder in ihrer ganzen fürchterlichen Grösse, Unordnung riss ein, und mit ihr Plünderung. So wurde mein Keller mutwillig aufgebrochen und rein ausgeplündert; die Dächer meiner beiden Ställe bei dem Hause, obwohl kein Funke Feuer daran hieng, wurden mit einem solchen Mutwillen niedergeissen, dass kein Ziegel mehr ganz blieb. Und als mein treuer Knecht diesem Unwesen durch herbeigeholtes kaiserliches Militär steuern wollte, liefen ihm die Unholde nach und wollten ihn misshandeln. Als mein Haus in lichten Flammen aufloderte, brach das Lumpengesindel in eine höllische Lache aus und jauchzte frevelnd über der Sturz des Patriotenhauses. Daher kommt's, dass man meine eigenen Leute, als sie im Innern des Hauses löschen wollten, mit Gewalt hinausjagte. Und so kam's, dass alle Möbeln, Gemälde, worunter ein Familiengemälde von Diogg, ja sogar meine in eine Kiste gepackte Bibliothek verbrennen mussten. Wie die letztere mich mehr als alles andere schmerzte, kann sich jeder vorstellen, der weiss, was die Liebe zu den Wissenschaften und schönen Künsten ist. Diese zu missen, ist mir noch immer das schwerste Opfer. Alle klassischen Werke der Griechen, Römer, Deutschen, Engländer und Franzosen, besonders im Fache der Poesie und Geschichte, sind auf diese Art ein Raub der Flammen geworden. Nur war meine Frau noch so glücklich, mit Hülfe des Militärs, das meiste Bettzeug zu retten.“

„Aber was dem Unsinn der Leidenschaften noch vollends das Siegel aufdrückt, ist folgendes: Der Eingang in den Hof meines Hauses war ein grosses Gewölb, wodurch man mit Wägen und Kutschen fahren konnte. Dieses Gewölb war auf den Seitenmauern meines und des Nachbarhauses angelehnt. Es hatte schon eine zeitlang zuvor einen Riss und schien nicht von der grössten Festigkeit zu sein. Als nun die zu Hülfe herbeigekommenen Männer aus andern Gemeinden, namentlich von Mels, mit der Feuerspritze unter das Gewölb fuhren, um wenigstens noch das Hinterhaus wo möglich zu löschen, warnte man sie umsonst und zeigte ihnen den Riss und die drohende Gefahr von beiden Häusern. Umsonst, sie wollten nicht weichen. Und sieh, nicht lange, so stürzte des Nachbars Haus und das meinige auf das Gewölb ein und drückte es unter dem fürchterlichsten Krachen nieder, so dass die unglücklichen

* Und wenn das Weltall krachend einstürzt,
Treffen die Trümmer noch einen Helden.

35 Männer unter dem Schutte jämmerlich begraben wurden. — War nun dies alles nicht eine natürliche Folge der Feuersbrunst? Und doch nahmen meine noch immer ungesättigten Feinde von jenem Krachen und Knalle bei dem Zusammensturz des Gewölbes den unsinnigen Vorwand, zu sagen, es seien Kanonen und Pulver in meinem Hause gewesen!“

In Cur war indessen der Befehl eingetroffen, den Arrestanten Bernold ins Hauptquartier nach Rorschach zum General *Gruber* abführen zu lassen. In seiner eigenen Kutsche, wieder begleitet von einer Ordonnanz, machte er sich über Vaduz und Feldkirch dahin auf den Weg. Da es aber in Rorschach hiess, der General sei nach St. Gallen verreist, so reiste er weiter, erhielt aber in St. Gallen den Befehl, sich nach Zürich zum *Erzherzog Karl* zu verfügen. In Begleitung der Wetter'schen Familie von Herisau, die ebenfalls gefangen war, und eines gewissen Brunschweiler von Hauptwil, und unter Aufsicht des Stabs-Profosen gieng also die Reise nach Winterthur und Zürich. Hier endlich nahm die Leidenszeit ein Ende; ein Memorial, das Bernold zu Handen des Erzherzogs Karl überreichte, und die warme Fürsprache des trefflichen *Hofmeisters*, der beiden *Hirzel*, des Professors *Fäsi*, des Schultheissen *Steiger* und des von Glarus herbeigeeilten Schwiegervaters bewirkten Bernold's gänzliche Freilassung. *Detur oblivioni*, sagte der Hauptmann *Müller*, der ihm dieselbe anzeigen, und entliess ihn in Frieden. Über Rapperswil und Glarus eilte er, ohne sich bei den ausgebrannten Mauern seines Hauses aufzuhalten, nach dem Nidberg, wohin Frau und Kinder sich gerettet hatten.

Es folgte für die Familie Bernold vorläufig ein unstätes Leben, bald hier, bald dort, in Walenstadt im Hause des Schwagers, auf dem Nidberg, in Glarus. Unterdes waren die Franzosen wieder in die Offensive vorgerückt und hatten die Österreicher und Russen aus der Schweiz verdrängt. Am 5. Oktober rückten sie auch in den Distrikt Mels ein. Bei der neuen Organisierung der Kantons-Gewalten trug das Direktorium Bernold die Stelle eines Regierungsstatthalters des Kantons Lint an; er schlug die Stelle aus, wie hernach einen Platz in der Verwaltungskammer. „Ich wollte und musste nun einmal Ruhe von den Geschäften haben.“ „In Glarus“, wo er nun vorläufig seinen Wohnsitz aufschlug, „lebten wir ein stilles einförmiges Leben, das durch nichts unterbrochen wurde, als durch den Tod eines innig geliebten Knäbleins. Sonst gab ich mir eigentlich keine förmliche Beschäftigung, als dass ich ein paar mal vor dem Kantonsgerichte zwei Kindsmörderinnen mit gutem Erfolge verteidigte und ein wenig im Archiv mich umsah, wo ich aber nur die verschiedenen Korrespondenzen der obern Behörden ordnete. Endlich des unstäten Lebens ohne Haus müde, kaufte ich den 1. Mai 1800 von meinem lieben Neffen *Dr. med. Zugenbühler* sein noch vom Feuer gerettetes Haus in Walenstadt. Seither halten wir uns wieder in unserm alten Wohnort auf, wo ich zwar meinem Systeme in Rücksicht auf öffentliche Ämter treu bleibe, nichts desto weniger im Stillen Gutes wirke, so viel ich kann.“

Mit diesen Worten brechen die biographischen Aufzeichnungen Bernolds für immer ab, und der Berichterstatter ist von jetzt an, wenige erhaltene Briefe ausgenommen, auf Quellen anderer Art angewiesen, die immerhin, was die spätere Amtstätigkeit belangt, in den Akten des St. Gallischen Staatsarchives reichlich genug fliessen.

Dass man in diesen schwierigen Zeiten die Zurückhaltung Bernolds von allen öffentlichen Ämtern bald genug fühlen und bedauern würde, lag auf der Hand; war er ja nicht der einzige unter den wenig zahlreichen tüchtigen und gebildeten Männern, die, der neuen Ordnung der Dinge sonst ergeben, durch die rohen Ausbrüche der Leidenschaft zurückgeschreckt

und ermüdet, im Stillen die Hoffnung einer bessern Zukunft nährten. An Einladungen zur erneuerten Teilnahme am öffentlichen Leben mangelte es deshalb nicht. Einer Aufforderung des Regierungskommissärs des Kantons Lint, ihm seine Beobachtungen über die Lage und Stimmung des Bezirks mitzuteilen, kam Bernold gewissenhaft nach — „als welcher, schreibt der damalige Unterstatthalter, bei seiner dermaligen Einsamkeit hiezu die schönste Musse zu haben scheint und sowohl wegen seiner eilfmonatlichen Amtsverwaltung, als wegen seinen tiefen Kenntnissen mehr als jeder andere Bürger des Distriktes dazu im Stande ist.“ Und zwar betrachtete Bernold zuerst die schlimme ökonomische Lage des Distriktes, dann die Stimmung des Volkes, das kaum sieht, was vor den Füssen liegt und nicht Anlage genug hat, über die Trümmer der Revolution hinweg in eine bessere Zukunft zu sehen, immer eine Folge der letzteren. „Es ist zu viel revolutionärer Stoff vorhanden, zumal überhaupt in unserm Distrikt, wo sowohl politischer, als noch vielmehr religiöser Fanatismus zu Hause ist, die Doppel- und Erbsünde unseres Volkes, durch zwei Nebenumstände noch mehr genährt und unterhalten, 1) durch die Invasion der Österreicher, und 2) durch das schlechte Beispiel des unwürdigen jetzigen Hauptortes Mels, das schon zweimal förmlich rebellierte und durchaus durch das treugebliebene Sargans ersetzt werden sollte, von dem das Land ja den Namen hat.“

Als im Jahre 1802 einen Augenblick mit der Eidgenossenschaft auch der Kanton Lint auseinanderzufallen schien und die alten kleinen Bezirksfreistädtlein wieder auftauchten, wurde auch Bernold in den Landrat seines Bezirkes berufen; er lehnte ab, wie er auch mit einer Wahl in den Erziehungsrat des Kantons Lint getan hatte. Hingegen müssen es Gründe besonderer Art gewesen sein, die ihn bewogen, eine Wahl in die Kantonstagsatzung und in derselben als Vicepräsident, sowie eine Berufung unter die Notabeln anzunehmen, welche im Jahre 1802 eine neue Konstitution für die Eidgenossenschaft ausarbeiten sollten; doch erschien hier Bernold erst, nachdem sein Mitvertreter Müller-Friedberg ihn öffentlich dazu aufgefordert hatte: „Es beklemmt mich, schrieb *Müller-Friedberg*, so lange ohne Unterstützung zu sein; Vaterlandsfreunde erscheinen nicht nur, wenn eine sichere Bürgerkrone zu erwerben ist; auch dann, wenn Rückerinnerungen sie kränken und über den Erfolg ängstigen sollten, stellen sie sich an die Säulen des Gebäudes und fürchten nicht vom Schutte getroffen zu werden.“

V.

Ob bei diesem Anlasse *Müller-Friedberg* und Bernold einander zuerst kennen lernten, muss dahin gestellt bleiben; in jedem Falle kommt jenem das Verdienst zu, Bernold bleibend dem öffentlichen Haushalte wiedergewonnen zu haben. Müller-Friedberg ist von da an Bernolds sicherer Magnet. Er war zehn Jahre älter und von wesentlich stärkerer Energie, als der Barde von Riva, dem seinem eigenen Geständnis gemäss immer etwas Sentimentales anklebte. Sonst aber harmonierten die beiden Männer sehr. Beide waren aus angesehenen Familien hervorgegangen, die in Sitte und Bildung am Alten hiengen, und verdankten ihre Schulerziehung kirchlich-katholischen Lehranstalten, die sie mit einem vortrefflichen lateinischen Schulsacke und einem warmen Gefühl für die Poesie der Alten und der Neueren ausrüsteten. Beide traten fast noch als Jünglinge in den Dienst kleinerer, streng konservativer Staatsverbände, wo sie einerseits Musse fanden, ihre Bildung dem kosmopolitischen Geiste der Zeit gemäss zu befreien, zu erweitern und zu vertiefen, anderseits in die von Frankreich herüberkommenden politisch-modernen Anschauungen und Ideen sich einzuleben. Hat dann auch Müller-Friedberg an der Regeneration der Eidgenossenschaft und an der Gründung und Installierung des Kantons

St. Gallen ungleich grösseren Anteil gehabt, so ist doch Bernold ihm stets treu zur Seite gestanden und hat namentlich in seinem Hause, dem Bezirk Sargans, redlich das Seinige getan. Beider Lebenspole waren und blieben die Aufklärung des 18. Jahrhunderts und der Geist der französischen Revolution. Daneben bewahrten beide eine gewisse aristokratische Vornehmheit, die sich mit demokratisch-demagogischen Gelüsten schlecht vertrug. So besassen sie auch für die Romantik, weder für ihre guten Erfolge, noch für ihre Ausschreitungen, kein Ohr, während dagegen beide bewährte Vorkämpfer der für den Kanton St. Gallen so wichtigen freisinnig-katholischen Staatsidee waren.

Die genannten Züge spiegeln sich denn auch in dem von beiden Familien pietätsvoll aufbewahrten Briefwechsel ab. Zwar jener Brief, den Müller-Friedberg nach Walenstadt schickte, als er zur Konsulta nach Paris verreiste, ist nicht erhalten; Bernolds Sohn erwähnt seiner, dass er nämlich aus nichts anderem bestanden habe, als aus den Wörtern: *nunc aut nunquam*. Sonst spielt in dem Briefwechsel, abgesehen von langjährigen, redlichen und uneigennützigen Bemühungen Bernolds wegen eines auf einem Grundbesitz zu Walenstadt haftenden Müller'schen Kapitals, und umgekehrt von Verwendungen Müller-Friedbergs um Bernoldische Familienansprüche an eine Glarnerische Kompagnie in neapolitanischen Diensten, der „Erzähler“ und namentlich die poetischen Beiträge, die der Barde für ihn einsandte, eine hervorragende Rolle; sodann betrifft der gegenseitige Meinungsaustausch die Verhältnisse ihrer Familien, zumal der beiderseits glücklich und ehrenvoll heranwachsenden Söhne, ferner neuere Erscheinungen der Poesie, wie die Alpenrosen, Wessenbergs und Hennes Gedichte, dann politische Nachrichten, Episcopalia, Pancraziana, Frühlingsgedanken, alles reichlich illustriert durch lateinische Zitate aus Horaz, Virgil, Cicero u. a., und eingerahmt in gegenseitige Bezeugungen herzlicher Freundschaft und Liebe. Im Jahre 1819, als Bernold namens der Regierung an einer Abts-Wahl in Pfäfers teilgenommen und dem Freunde den Hergang davon meldete, fügte er bei: er sei früher mit dem Abte auf herzlichem Fuss gestanden, wie Asmus zu Anselmo — der Ausdruck stammt aus dem Wandsbecker Boten —; es sei aber zwischen ihnen eine Erkältung eingetreten; „wenn Sie zum Ersatz Jenes mir Asmus sein wollen, will ich Ihr Anselmo sein; dann ist aber eine Änderung in unserm Kurialstil erforderlich, die ich bisher in Briefen an den Landammann nicht über mich gewinnen konnte.“ Müller-Friedberg schlug ein, bemerkte aber in seiner kühleren Art: „Ich bin, wer ich bin, und du würdest zu viel verlieren, lieber Bernold, wenn du nicht bliebest, wer du bist, die Nachkommen mögen uns dann Kastor und Pollux oder Orestes und Pylades oder Asmus oder wie sie wollen, heissen: wir bleiben, wer wir sind.“ Sonst aber gibt der St. Galler dem Walenstadter an Herzlichkeit nichts nach: gesteht jener, dass er in seinem Herzen seinem Freunde *primum honoris et amoris* gebe, so nennt Bernold den ältern Freund: „Du meine Freude, du meine Krone! Also sei und bleibe unser Bund, so lange Grund und Grat steht!“ Und Müller: „Reitet dich der Teufel mit deinem „hochgeachteten Herren“, mein lieber und teurer Freund?“ — Und Bernold: „Wen habe ich sonst, dem ich solche Gefühle so mitteilen kann und der sie so mit mir fühlt?“ — Und Müller-Friedberg: „Freund, du meines Erdenglückes einziger Rest!“ Und derselbe als 78ger: „Ein Lebenszeichen unter uns ist ein Liebeszeichen und darf kurz sein, weil die Liebe unzergänglich ist.“

Doch nehmen wir den Faden der Geschichtserzählung wieder auf. Dass unserm Bernold bei der Konstituierung des Kantons St. Gallen die administrative Leitung seines Bezirkes übertragen wurde, verstand sich ohne Zweifel von selbst. *Vollziehungsbeamter* hiess in der Mediationsperiode dieser höchste Bezirksbeamte, während der Restauration *Statthalter*, seit

1831 *Bezirksamann*, das Volk aber pflegte *Landammann* zu sagen. Bernold hat das verantwortungsvolle Amt 31 Jahre hindurch verwaltet, zum Nutzen und zur Ehre des Kantons St. Gallen, der in ihm einen seiner wägsten und besten Bürger fand. Während der Mediation versah er zugleich das Friedensrichteramt im Kreise Walenstadt, und zugleich gehörte er sein ganzes Amtsleben lang dem Grossen Rate an, dessen Sitzungen er zwar wegen gehäufter Amtsgeschäfte zuweilen versäumte. In einem solchen Falle hat er einmal (1807) sein Entschuldigungsschreiben folgendermassen geschlossen: „Das Verhängnis wollte nun einmal, dass, anstatt die Sitzungen des Grossen Rates, dessen unwürdiges Mitglied ich bisher war, regelmässig besuchen zu können, ich mich dafür mit der Vollziehungs-Maschine schleppen sollte. Sonst, wie Sie wohl wissen, sonst schweig ich still von meiner Wenigkeit, und trage gern das Ungemach der Zeit, und bringe froh dem Vaterland mein Opfer.“ So oft nun auch Bernold veranlasst war, Kommissionalberichte, Gutachten u. dgl. für den Grossen Rat abzufassen, so scheint sich doch dieser Zweig seiner Tätigkeit bei dem damaligen Mangel jeder öffentlichen Kontrole und bei der geringen Selbständigkeit des Grossen Rates einer Würdigung im Einzelnen zu entziehen. Desto offener liegt sein Verdienst als Vollziehungsbeamter zu Tage. Vier grosse Folianten füllt sein Korrespondenz-Protokoll, in welches er bis 1820 ausnahmslos und später zeitweise sämtliche Amtsschreiben mit eigener Hand eingetragen hat. Von 1803—1811 hat er selber auf 881 Seiten 8855 Schreiben gezählt. Vom Jahre 1816 an gewährte ihm die Regierung als ersten Sekretär seiner Schwester Sohn, den bisherigen Kreis-Gerichts-Schreiber *Justus Franz Huber*.

Schon in den Wörtern und Titeln „Vollziehungsbeamter“ und „Statthalter“ lag die Anschauung begriffen, dass das Bezirksoberhaupt nichts anders als die ausübende Hand der Regierung sein solle; war man ja endlich dessen bewusst worden, dass aus dem Chaos der widerstreitenden Ansichten, Gewalten, Kreise und Bezirke nur herauszukommen sei durch eine starke Regierungsgewalt. Das war auch Bernolds persönliche Ansicht. Wiederholt nennt er sich der Regierung gegenüber einen *unwürdigen Beamten*, „der sich lediglich an die Aufträge der Regierung zu halten habe und sich mit der pünktlichen Vollziehung derselben begnügen solle“; oder: „wir (nämlich die Friedensrichter), wenn wir alles getan haben, was die Pflicht von uns fordert, sind doch am Ende nur unnütze Knechte.“ Ja, als durch die Verfassung von 1831 der Statthalter durch Volkswahl Vertrauensmann der Bezirkseinwohner geworden war, auch da hat Bernold an der alten Anschauung festgehalten und u. a. sich folgendermassen geäussert: „Ich habe es zwar mir jederzeit angelegen sein lassen, so viel an mir lag, Ihre Befehle gehörig zu vollziehen, da dieselben stets auf Verfassung und Gesetze gegründet und für das Wohl des Ganzen und der Teile angemessen waren. So werde ich mich auch in der gegenwärtigen kürzern Amts dauer bestreben, Ihre Aufträge nach Kräften in Vollziehung und Ausübung zu setzen; denn wiewohl ich vom Volk dazu ernannt bin, sehe ich mich doch als mittelbar von Ihnen ernannt und Ihnen unmittelbar untergeordnet an. Das ist der Geist der Verfassung und meines geleisteten Eides.“

Solche Bescheidenheit hält aber den Barden nicht ab, der Regierung auch *ihre Pflicht* energischer Tätigkeit kräftig ans Herz zu legen. So in einem Schreiben vom 16. September 1803: „Es kann nimmer zu lang verschoben werden, dass die Kreise die Repartition der Kösten auf die Gemeinden unter sich vornehmen. Es ist zwar in der Regel, dass man dies ihrem freien Willen überlasse, insofern sie unter sich einig werden. Aber wie, wenn es Kollisionen gibt? Wie z. B. gerade hier in meinem Kreise, den ich zu leiten die Ehre habe? Wenn die einte (!) diese Kösten auf die Volkszahl, wie billig, die andern auf das Vermögen

verteilen wollen? Würde die letztere ihre politischen Rechte auch so verteilen wollen? In solchem Falle ist's nicht nur gut, sondern notwendig, dass man den streitenden Teilen eine Norm an die Hand gebe, wornach sie sich zu halten haben; sonst würden sie immer nur zanken, anstatt zu zahlen. Diese Norm erwarte ich nun von Ihnen.“

Und acht Tage später: „In Ihrem Beschluss vom 6. d. werden die Gemeinderäte an gehalten, ihre Strafordnungen zu entwerfen und zur Ratifikation einzusenden. Wenn aber bei diesen Entwürfen etwas Solides herauskommen, wenn Ihnen selbst bei Prüfung derselben die Mühe erleichtert werden soll, wenn die Gemeinden darin ihre Befugnisse weder überschreiten noch verschmälern und überhaupt diese Strafordnungen so viel möglich im ganzen Kanton gleichförmig erscheinen sollen, damit auch hierin die Einheit nicht vermisst werde, nach deren Grundsätzen unsere Kantonsverfassung eingerichtet ist, — wie wäre es, wenn Sie den Gemeinden eine allgemeine Anleitung, worin die Grenzlinien der Kompetenz deutlich angezeichnet wären, mittel- oder unmittelbar geben liessen? Sonst befürchte ich ein Chaos von Entwürfen; denn ohne eine solche Anleitung werden die schöpferischen Gemeinderäte schwerlich so harmonisch zu Werke gehen und mit einander übereinstimmen, wie jene 70 Dolmetscher in Alexandria.“

Ein Sklave des Gesetzes und seines Buchstabens war Bernold gar nicht. Einem Oberst Gugelberg in Maienfeld, dessen Begehren um ein Jagdpatent er hatte abschlagen müssen, weil laut Gesetz Jagdpatente nur an Bewohner des Kantons verabfolgt werden, schrieb er: „Sehr hätte es mich gefreut, wenn ich mit Ihrem Gesuch reüssirt hätte; aber so bin ich nur ein untergeordneter Beamter und muss mir die höhern Aussprüche meiner Obern und den tötenden Buchstaben des Gesetzes gefallen lassen, wiewol ich geglaubt hätte, dass der Geist des Gesetzes lebendig machen könnte.“ Aufgefordert, über eine neue Instruktion für die Statthalter sein Gutachten abzugeben, schrieb er im Jahre 1818: „Ich finde es in der Ordnung, die einem freien Staate ziemt: dass der freie Zutritt der Kinder zu den Vätern nicht erschwert und gehindert werden kann und soll; dass also im gewöhnlichen Geschäftsgang der Verkehr zwischen Regierung und Privaten durch die Statthalter vermittelt wird, in aussergewöhnlichen Fällen aber es Behörden und Bürgern freistehet, sich unmittelbar an die hohe Regierung zu wenden.“

Der Umfang der Amtsgeschäfte, die der Statthalter des Bezirks Sargans zu bewältigen hatte, wird sich kaum von dem anderer Bezirke wesentlich unterschieden haben. Was aber alle diese Geschäfte und die dazu gehörigen Aktenstücke charakterisiert, ist der Geist der Treue, der Humanität, der Milde und einer auf den bestehenden Verhältnissen fussenden verständigen Auffassung und Beurteilung. Als der Vollziehungsbeamte den Auftrag erhielt, dem Abt von Pfävers Anzeige zu machen von einem Beschluss der Regierung, welcher den Klöstern die Verwaltung ihres Vermögens wieder zurückstellte, entledigte er sich am 29. August 1803 mit folgenden Worten seines Geschäftes: „Mit innigem Vergnügen entlade ich mich des angenehmen Auftrags. Es ist ein sonderbares Geschick, und Sie werden es mit mir seltsam zusammentreffend finden, dass ich, der gleiche Beamte, der Ihnen im Jahre 1798 das Dekret der Klösterverwaltung mitteilen musste, nun auch die Aufhebung desselben mitteilen kann. So weiss das geheimnisvolle Schicksal in der Hand der allesleitenden Vorsehung oft eines durch das andere zu vergüten und Gift mit Gegengift zu heilen.“ — Im gleichen Jahr erhielt Bernold Nachricht, dass der Pfarrer Müller in Vättis von der Kanzel seinen Pfarrkindern die Kuhpockenimpfung empfohlen habe, worauf dieselbe von den Eltern würklich ihren Kindern allgemein solle eingepropft worden sein. „Wer sollte so etwas, schrieb darauf Bernold an den

verdienten Geistlichen, wer sollte so etwas vom dunkeln Vättis vermuten? Ein Beweis, was ein aufgeklärter Seelsorger auf eine Gemeinde vermag!“ Und als er bald darauf demselben Geistlichen einen Nachtrag der Liebessteuer für die Kantons-Hülfskasse bescheinigte, fügte er bei: „Wahrlich, das Schärfchen der Wittwe in den Gotteskasten, wie konnt' es von der Regierung anders angesehen werden, als mit Milde, wie weiland jenes Schärfchen vom Grössten der Weisen?“

Dass solcher Milde namentlich in kirchlichen Dingen auch notwendiger Ernst nicht mangelte, steht zu erwarten. „Der ehrwürdige Dekan von Flums“, schreibt er den 20. August 1803 an die Regierung, „hat Verdruss von Cur gehabt, weil er das Bettagsmandat verlesen, ohne das geistliche Officium in Cur anzufragen; denn wenn ein solches Gebet gottgefällig sein soll, muss es auch nach *Gottes* Anordnung, nicht nach weltlicher gehalten werden; diesmal wird also unser Gebet nicht *gottgefällig* sein, weil es Curia Curiensis nicht *gottgefällig* findet.“ Dem Kapuziner-Kloster zu Mels gibt er gern die Erlaubnis, Almosen zu sammeln, während er denselben Kapuzinern ein andermal es strenge verweist, dass sie sich erlaubt haben, vermittelst Räucher-Pulver allerlei Exorcisten-Unfug zu treiben. Mehrmals hat Bernold im Auftrag des Kleinen Rates kirchlichen Ceremonien beigewohnt, wobei ihm seine Erinnerungen vom Kloster Salem her zu statthen kamen. Bei solchen Anlässen war es, dass er die hohen geistlichen Würdenträger in lateinischer Rede apostrophierte, worüber sich Klerus und Laienschaft höchlich verwunderte. Im Jahre 1807 begleitete er den Nuntius, als derselbe im Bezirk die Firmelung spendete, und im Jahre 1819 vertrat er die Regierung bei der Wahl und Konsekration des Abtes von Pfävers. Die Erzählung davon in einem Briefe an Müller-Friedberg entlockt ihm einen launigen Ton, den er sonst selten gefunden hat. „*Reverendissime amice!* Ich bin nun einmal an diesen Titul in diesen Tagen gewöhnt worden, und, wie Sie mir vorsagten, von Segnungen strotzend, heute wieder hier angelangt. Wie von elektrischer Materie angefüllt, sprühe ich Funken, wenn ich berührt werde, und eine geheime Kraft geht von mir aus, die sich allen mich Umgebenden mitteilt. Wunderbare Wirkung eines nun fünf Tage genossenen Umgangs mit den Oberdruiden der Kirche! Diese waren von meinen lateinischen Anreden ganz bezaubert, und unsere Pfaffen, die da glauben, im ausschliesslichen Besitze der lateinischen Sprache zu sein, stützen gewaltig, als sie mich Laien auf einmal in ihrer Sprache reden hörten, wie am Pfingsttage etc.“

Dass Bernold warme Teilnahme besass für die Armen, die Witwen und Waisen und für die Schule, wer wollte das bezweifeln? Als *Baumgartner* im Jahre 1822, auf Veranlassung von Ueberschwemmungen, einen allgemeinen Hülfsverein für die bedrängten Rheinanwohner gründete, schrieb ihm Bernold: „Ein solcher Verein ist in den dermaligen Umständen Bedürfnis und gewiss verdienstvoller und edler als ein extemporärer Verein für Brasilien, Griechen und Heiden. Die Stimme der eigenen Mitbürger soll uns näher und kräftiger ansprechen. *Hoc opus, hic labor est.*“ Die schon 1803 auf ihn gefallene Wahl in den gemeinsamen Erziehungsrat nahm er zwar nicht an, „weil es von jeher seine Maxime gewesen sei, ein Amt nur alsdann zu übernehmen, wenn er voraussehe und fühle, dass er auch im Stande sei, die Pflicht desselben zu erfüllen.“ Dagegen fand man ihn jederzeit geneigt, sein Schärflein beizutragen, wenn er für die Aeufrung des Schulwesens, das sonst nicht innert dem Rahmen seiner Verantwortlichkeit lag, etwas beitragen konnte. Zeugnis dafür gibt ein an den Erziehungsrat gerichtetes Schreiben vom 15. Juli 1806: „Der hiesige Schulrat“, meldet er aus Walenstadt, „übergab mir beiliegendes Schreiben an Sie. Es enthält eine wahrhafte und durchaus begründete Schilderung des Zustandes der hiesigen Schule. Veraltete Hindernisse, die so leicht nicht

zu heben sind und dem Schulrat nicht zum mindesten Vorwurf gereichen, walteten hier bisher ob. Keine Behörde von hier kann auch solche wegen der mancherlei Verflechtungen heben. Die Verbesserungsanstalt muss von oben herab kommen, muss von Ihnen ausgehen. Nun werden Sie sich nicht mehr verwundern, dass das letzte Schulexamen nicht besser aussfiel, wie konnte es? Man kann nicht Früchte pflücken, bevor sie reif sind. Es war die erste Anstrengung und der Versuch zur Wegräumung der Hindernisse. Besser einmal erwachen, als immer schlafen. Ein solches Erwachen ist Pfand einer bessern Einrichtung. Der Antrieb kam von Innen, kam von hier; nur die Unterstützung, das weitere Forthelfen, muss von Aussen, von einer höheren Behörde, von Ihnen kommen. -- Der würdige Herr Schulinspektor schien dies alles nicht genug zu beachten. Er kam das erste Mal hieher, kam mit einem Ideal, verlor, als demselben nicht entsprochen wurde, die Geduld, und gieng spröd davon, ohne die nähre Ursache aufzuspüren, ohne den glimmenden Tacht (!) leise anzufachen, ohne das wankende Rohr sanft aufzurichten. Man schied missvergnügt. -- Alles wird Ihrem klügern Ermessen nun überlassen. Sie werden anordnen, was nützlich, was heilsam, was zweckdienlich ist. Und finden Sie mich in meiner Stellung als vollziehendes Organ zu Ihren Absichten beförderlich, ohne deswegen die eigens aufgestellte Hierarchie des Erziehungswesens zu übergehen, werde ich dem an mich gelangenden Ansinnen in diesem so wenig als in anderen Fällen ausweichen. Nur muss ich einen ostensiblen Auftrag jedesmal vor mir haben, wenn ich anders mit Nachdruck und Nutzen würken soll, um der Schwachen willen.“ Am Neujahrstage 1811 nahm Bernold freiwillig eine Kollekte zu Gunsten der Schule auf; das ihm vom Schulrat übermachte Dankschreiben aber beantwortete er wie folgt: „Ob man zwar das Gute nur um des Guten willen tun soll und deshalb eben keinen Anspruch auf Dank zu machen hat, nehme ich dennoch Ihr Schreiben willig an und wiedme Ihnen darin mir zugesagten Gesinnungen gern meine Zustimmung. Was ich indessen tat, geschah nebst dem dabei beabsichtigten höhern moralischen Zweck, der uns alle in derlei Fällen leiten soll, noch besonders darum, weil eine gewisse Vorsehung mir sagte, dass auf diese Art am sichersten den allfälligen Reibungen zwischen den betreffenden Behörden ein erwünschtes Ziel gesetzt werde. Es ist mir daher doppelt angenehm, wenn auch Sie durch die getanen Schritte mehr Trost und Erleichterung auf Ihr Berufsleben finden werden. Glücklich die Gemeinde, wo die aufgestellten Behörden einander die Hand bieten zu dem, was schön und gut und edel ist, und so mit vereinten Kräften den menschenfreundlichen Zweck, den sie verfolgen, desto sicherer erreichen. Es kann aber kein schönerer, besserer, edlerer Zweck sein, als der Ihnen von einer väterlichen Regierung angewiesen ist, in Beaufsichtigung und Leitung der zu unterrichtenden Kinder, dieser zarten Unterpfänder der Zukunft und der eigentlichen Hoffnung des Vaterlandes.“

Nicht immer hatte jedoch der Statthalter Veranlassung, mit den Behörden seines Wohn- und Heimatortes so freundlich zu verkehren; das Korrespondenz-Protokoll enthält ungezählte Schreiben, in denen er sich bitter und scharf gegen die Behörden Walenstadts sowohl als der meisten übrigen Gemeinden des Bezirkes ausspricht. Hier ein Zeugnis für viele. Bei Gelegenheit eines Berichtes über den Bestand der Gemeindeverwaltungen schreibt er am 31. März 1807 an den Kleinen Rat: „Es lässt sich vielleicht von allen Verwaltungsbehörden ziemlich allgemein behaupten, dass sie ihren Verpflichtungen mehr oder minder nachlässig und saumselig obliegen, so wie ich mich bei diesem Anlass einer andern, die politischen Gemeinderäte treffenden Bemerkung nicht enthalten kann, dass auch diese gleich untätig in ihrem Berufsgeschäft sind und die meisten Gesetze und Beschlüsse der Regierung ganz ausser Acht setzen,

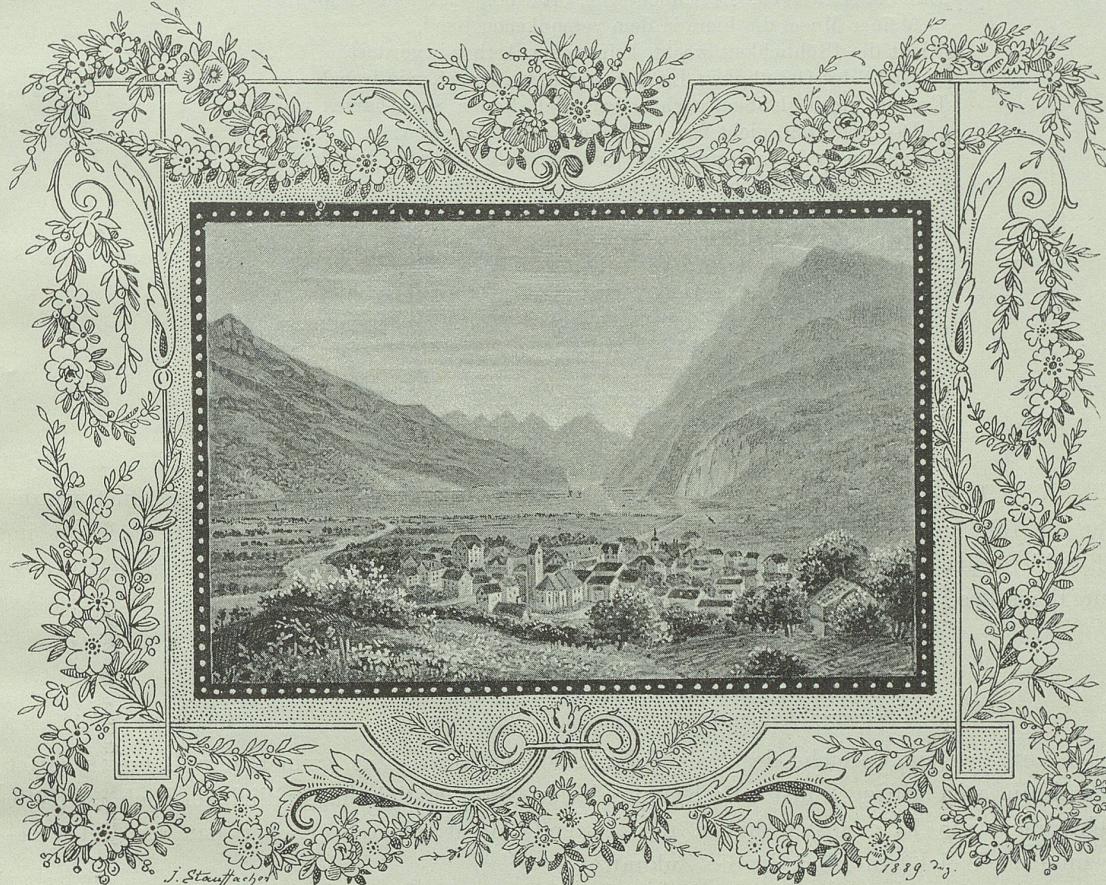
so dass von einer zweckmässigen Ausübung der niederen Polizei (z. B. das vormundschaftliche Fach, das Armenwesen, die Aufsicht der Lebensmittel und Taxation derselben, Wirtschaftspolizei u. dgl.) wenige, oft keine Spuren anzutreffen sind und eine durchgreifende Massregel der höchsten Behörde notwendig wird.“

Bevor wir nun schliesslich zur Betrachtung einiger besonderer Verdienste und Schicksale Bernolds übergehen, sei hier eine fröhliche Erzählung eingeschaltet, die der Statthalter am 21. Juni 1805 an den Kleinen Rat eingesandt hat. Sie betrifft eine *Bärenjagd im Kälfeuser Tal* und fußt teils auf dem, was dem Statthalter offiziell, teils durch die allgemeine Sage zur Kenntnis und Wissenschaft kam. „Bekanntlich war dies Raubtier zuerst im Kälfeuser Tal zu Vättis, wohin es wahrscheinlich durch Bündner Jäger gescheucht wurde. Es machte sich sogleich durch Abschlachtung von einem paar Stücke Vieh kund und furchtbar. Das ganze Tal geriet, wie natürlich, in Allarm und vergass darüber das gelbe Fieber, gegen welches dort eine Wacht aufgestellt ist. Beratung, wie dem Uebel zu steuern wäre, wurde gehalten, und im ersten Schrecken verfiel man auf den Gedanken, allgemeine Jagd auf das Untier zu machen, wiewohl es keines langen Nachsinnens bedarf, um zu erkennen und vorzusehen, dass eine Bauernjagd auf einen Bären ebensoviel nützen wird, als der Landsturm wider regulierte Truppen. Indessen wurde zur Ausführung des gefassten Entschlusses geschritten. Eine Schar Bauern, die sich so gut möglich mit Waffen versahen, zog unter schlimmen Vorbedeutungen und Ahnungen gegen das Ungetüm aus, näherte sich dem Lager desselben, und als sie es entdeckten, war einer so halbherhaft, dass er einen — Fehlschuss losliess. Das feindliche Tier seinerseits, zu sehen, was drunten vorgehe und der Anmarsch dieser Bauern bedeute, rauschte ein wenig brummend näher den Wald herunter. Patsch! da stürzte dem fehlenden Schützen die Flinte zu Boden, den Bauern wankten die Knöchel, Sehen und Hören vergieng ihnen, sie dachten schon an ihre verlassenen Weiber und Kinder, und die Heldenruppe floh, wie vom Feinde verfolgt, in panischem Schrecken davon. So endigte sich dieser Bauernfeldzug gegen das Raubtier.“

VI.

Ein besonderes Verdienst hat sich Bernold um das *Lintunternehmen* und die *Entsumpfung von Walenstadt* erworben. Nicht durch amtliche Teilnahme an den technischen Arbeiten, zumal ja das Gebiet seines Distriktes nur passiv daran beteiligt war; sondern dadurch, dass er lange Zeit, Jahrzehnte hindurch, sich zum Munde der öffentlichen Landesnot, des öffentlichen Gewissens, später der gemeinsamen Hoffnung, Freude, ja des Jubels machte, als das Werk seinen Segen über die armen Gebiete ausströmte. Schon im Jahre 1789 trat er, und zwar als einer der ersten und offenbar mit nachhaltigem Eindruck, im Schweizerischen Museum, bei Veranlassung seiner Tellinagedichte, kräftig für Walenstadt ein. „Noch in diesem Sommer, schrieb er in dem einleitenden Vorwort, welch ein grässliches Schauspiel! In weniger als zweien Tagen nahm das Wasser so überhand, dass es fast bis ans obere Tor reichte. Und dieses ist die Wohnung von Menschen! Und diesen sollte man nicht helfen? Arme Mitbürger! So flieht denn, eh' euch das immer zunehmende Uebel dahinrafft, fliehet von Haus und Hof in entfernte Weltgegenden und suchet, was ihr hier nicht findet, und findet, was ihr hier umsonst sucht! Umsonst? Umsonst? Wo ist die sonst immer rege Grossmut und Menschenliebe? Habt ihr keinen Anspruch darauf? Wenn eure Häuser verbrennen, so wird die mitleidige Welt euch alsgleich Steuern und Almosen entgegenstrecken. Nur in diesem Falle,

der eben so schädlich und dazu anhaltender ist als eine Feuersbrunst, nur in diesem müsst ihr darauf Verzicht tun. O Menschenliebe! Menschenliebe! wie widersprichst du dir selber! Freund, ich rede frei; jammervoll ist der Zustand der guten Riva — und doch will man ihr nicht beispringen, und doch — anstatt ihr zu helfen, sollte sie selber sich helfen. O ihr Väter dieser Stadt (Zürich ist gemeint), erbarmt euch über sie und ihre Kinder! Rufet Mitleid, tätiges Mitleid in eure erhabene Seelen! Heilet das Uebel in der Wurzel, söndert die Lint, die mit ihrem reissenden Strome den Ausfluss des Sees zurücktreibt, söndert sie von dem abfliessenden Wasser ab! Helfet als Väter uns und der Natur!“



Walenstadt.

Wir vermögen im Einzelnen Bernolds Wirksamkeit für das Unternehmen nicht nachzuweisen; sicher ist, dass er durch *Steinmüller*, als dieser Pfarrer in Kerenzen war, mit *Escher* in Verkehr trat, und dass er im Jahre 1799 seinen Neffen, *Dr. Zugenbühler* in Walenstadt, der ein eigenes Projekt ausgearbeitet hatte, dem Direktorium empfahl. „Gern würde auch ich fortfahren zu arbeiten,“ heisst es in dem Schreiben, „wenn ich einst so glücklich werden könnte, den verbesserten Wohlstand meines Geburtsortes zu erleben.“ Er hat ihn erlebt. Sofort nach der Konstituierung des Kantons brachte die St. Gallische Gesandtschaft die Sache vor die Tagsatzung, diese stimmte zu. Nach mehrjährigen Vorverhandlungen nahm sich *Reinhard*, der Landammann der Schweiz, des Nationalwerkes an; es wurden Aktien ausgegeben, um die

sich in seinem Bezirke unser Bernold als Aktienkommissär tätig verwandte. Am 12. Juni 1807 rief der Erzähler aus: „Barde von Riva! rüste deine Leier wieder! Die Erlösung ist nahe und eines Hymnus wert. Gottes schöne Natur soll dir wieder erwachen! Auf Ende des Monats wird *Tulla* (der Oberingenieur) seine Operation an der Stelle bestimmen.“ Worauf schon am 26. Juni der „Erzähler“ folgendes Gedicht des Barden von Riva brachte:

An den Erzähler.

Wie? du munterst mich auf, die müssige Leier zu rüsten?
 Sie, die nun Monden lang hängt an dem Weidenbaum auf?
 Lass sie schweigen, die schüchterne, oft schon verkannte Gespielin
 Meiner Muse, die hier, in dem versunkenen Land,
 Nicht die Fröhlichkeit weckt, kein reiner Aether begeistert,
 Nicht der Geselligkeit Laut, hier wie verbannet, wie fremd.
 Freund! noch glauben, noch hoffen, noch dulden, noch harren wir alle
 Der Erlösung, nicht fern nach der Verheissung gewiss.
 Schon die Verheissung erquickt; wie wird die Erlösung beglücken!
 Boten des kommenden Glücks! seid mir in Wonne gegrüsst!
 O der seligen Zukunft! von freundlicherm Himmel umflossen,
 Nicht mehr verpestet vom Hauch einer mephitischen Luft,
 Wiedergegeben uns selbst, von heiteren Stunden gefächelt,
 Stimmen wir dann entzückt Hymnen der Dankbarkeit an.
Reinhard, Escher und Tulla, die ehren Namen, und deiner,
 Der du dich unser erbarmst, redest und handelst für uns,
 Sind dann ewig uns wert, gefeiert von Enkel zu Enkel'
 In der Säuglinge Mund, in der Geretteten Mund.
 Riva! dann blühst du wieder; ein anderer, besserer Dichter
 Wird erstehen in dir, würdig, dein Barde zu sein.

Vier Jahre später, am 8. Mai 1811, an welchem Tage der Molliser Kanal geöffnet wurde, der die Lint in den Walensee zu führen hat, widmete Escher der Bedeutung dieses Tages im „Erzähler“ eine ausführlichere Betrachtung; an seine Abhandlung schliesst sich unmittelbar eine zur Feier des freudigen Ereignisses verfasste Elegie des Barden von Riva.

Seht ihr ihn kommen, den Mai? Ihr, des Walensees Uferbewohner,
 Und der reissenden Lint! Seht ihr ihn kommen, den Mai?
 Seinen Tritten entsprossen zahllose Geschlechter von Blumen,
 Seinem Odem entkeimt üppig der Bäume Gewand.

Nur hier, im Bereiche des Sees giebt es keinen Lenz, ihm grünet kein Baum, schattet kein Hain, weil giftige Dünste die Keimkraft der Natur ersticken. Endlich, endlich ist Hülfe gekommen, die Eidgenossen haben ihre rettende Hand geboten, Escher hat das Uebel bezwungen. Welch ein Blick in die Zukunft!

Dann wird kommen der Mai, Ihr, des Walensees Uferbewohner,
 Und der reissenden Lint! Froher kommt er euch dann,
 Holde Blüten in seiner Hand, melodische Vögel
 Auf der Schulter, vom Tritt sprosst ihm ein buntes Geschlecht
 Farbewchselnder Blumen; dann gatten sich Himmel und Erde,
 Winkt dem Wandrer der Baum, schattet der dämmernde Hain.
 Und in der Mitte des Hains erhebt sich ein dauerndes Denkmal,
 Einfach von Steinen erhöht, mit der zeugenden Schrift:
 „Hier, wo ihr steht, war Sumpf; ihr Enkel, dankt es den Vätern,
 Dass sie die Gegend des Fluchs schufen in Segen euch um.
 Eidgenossen tatens, wie Brüder halfen sie Brüdern,
 Diese Flur ist ihr Werk . . . , selig, o selig das Land,
 Wo die Liebe so herrscht, wo die alte Treue kein leerer
 Nam' ist, die Tugend nicht Tand . . . ewig lebe der Bund !

Das Jahrzehnt der Mediation, das die Lintunternehmung durchführte, war überhaupt für den gesamten Kanton eine Periode stetiger Entwicklung, in welcher die politischen und religiösen Leidenschaften schwiegen. Unser Bernold gehörte zu denjenigen, welche für den, freilich durch grosse Opfer erkauften, erfreulichen Zustand in erster Linie dem Kaiser der Franzosen dankbar waren. Zeugnisse dafür sind nicht wenige Gedichte, die der Barde von Riva in den „Erzähler“ einrücken liess: auf Napoleons Siege und Schlachten, auf seine Friedensverdienste — als Mittler und Retter Frankreichs, Mittler und Retter der Schweiz, auf seine Vermählung mit Marie Louise, auf den König von Rom. Einem dieser Gedichte ist eine Note beigegeben, worin der Barde u. a. sagt: „Endlich ist Napoleon auch dem grossen Volke, was Romulus dem seinigen war, Vater und Gründer des Reiches. Doch hier ist mehr als Romulus. Napoleon ist und wird seinem Volke ein Gott Quirin, ein Jupiter Stator, der selbst die ungeheure Revolution in ihrem eisernen Gange aufhielt und diese zehnköpfige Hydra für immer vernichtete. Wo ist einer, wie Er?“

Doch traf auch Ihn die Katastrophe, und mit Europa gieng durch die Schweiz, durch unsern Kanton, eine allgemeine Volksbewegung. Im Bezirk Sargans wurde das politische Erdbeben besonders stark gespürt. Vielleicht hätte ein anderer als Bernold, der gelehrte Barde von Riva, die sich ändernde Volksstimmung früher erkannt. Er selber berichtete noch am 4. Januar 1814 an die Regierung, die erste Empfindung sei freilich auch hier wie überall Bestürzung gewesen über das dem Vaterland drohende Verhängnis durch das Einrücken fremder Truppen. Allein der Glaube an den Gott unserer Väter, das äusserste Vertrauen auf die Regierung, die Treue und Anhänglichkeit an unsere liberale Verfassung und Gesetze, das Ordnung und Rechtlichkeit liebende Gefühl — dies alles halte die Sarganser in der gegenwärtigen Krisis aufrecht, mache die Stimme kleiner Leidenschaft überhören und man sehe getrost und zutrauend der weiteren Entwicklung entgegen. NB. „Soeben vernehme ich, dass in Bündten Unruhen gegen die bestehende Verfassung ausgebrochen sind.“

Solche Unruhen gab es sofort auch im Sargansischen. Urheber derselben wurde *Joh. Baptist Gallati*, einst Bernolds Nachfolger im Amte eines Unterstatthalters des Bezirkes Mels, jetzt Gemeindammann von Sargans. Es ist hier nicht der Ort, diesen Trubel neuerdings darzustellen. Hier wie in anderen Bezirken wuchs die Bewegung, welche namentlich auf Anschluss an einen andern Kanton ausgieng und zugleich demokratische Tendenzen verfolgte, der Regierung und ihrem Vollziehungsbeamten über den Kopf. Man rief eidgenössische Vermittlung an, und als es den Repräsentanten der Eidgenossenschaft nicht gelang, das Volk zu beruhigen, rückten Truppen ins Land. Bernold sah seine Aufgabe im Vermitteln und wurde nicht müde, die Regierung um Schonung und Milde zu ersuchen. So schrieb er am 11. Juni an die Regierung, die Behauptung Gallatis, dass die bisherigen Schritte geeignet gewesen seien, eher Unordnung zu verhindern als zu befördern, möge wirklich in so weit wahr sein, dass dadurch das Volk von eigenmächtigen, unordentlichen Schritten abgehalten wurde. „Es kann nicht geläugnet werden, dass die Stimmung der Volksmehrheit unzweideutig und die Spannung gross ist, so dass die Vermutung wohl statthaben kann, gewaltsame Massregeln gegen Volksbeamte könnten endlich schädliche Ausbrüche herbeiziehen und vielleicht Repressalien gegen Beamte der Regierung verursachen. Indessen haben Sie sowohl in anderen Bezirken des Kantons als in diesem bisher väterliche Nachsicht walten lassen, um deren Fortsetzung ich Sie ferner bitte, als solchen Zeitumständen am angemessensten.“ Im gleichen Monat (28. Juni) empfahl Bernold neuerdings den Gallati zu schonender Behandlung: „Immer wird mein Herz bei Ihnen auf Schonung antragen.“ Und wieder schreibt er wenige Tage darauf (4. Juli): „Indessen ist's

im Lande ruhig, und ich lege noch einmal bei Ihnen die Bitte ein, dass Sie unser Land gleichmässig behandeln und schonen wie Uznach, um nicht durch härtere Massnahmen Ihre treugebliebenen Beamten in noch grössere Verlegenheit zu versetzen. Ich hoffe zuversichtlich von Ihrer bisherigen Milde, dass Sie auch diese Bitte Ihres Beamten am Ende seiner Laufbahn (da eine neue Verfassung in Sicht stand) geneigt erfüllen werden.“ Und wieder am 8. Juli wiederholt er in einem längeren Schreiben „seine Bitte um gleichmässig schonende Behandlung.“ „Denn nichts würde mich mehr schmerzen, als wenn ich als öffentlicher Beamter noch am Ende meiner Laufbahn den diesseitigen Bezirk durch exekutorische Massregeln in eine gewaltsame, unglückliche und von den meisten unverschuldete Lage versetzt sehen müsste. Und so, wie ich mir bisher als Beamter nach meiner Weise nichts gegen Ihnen als meinen Obern vorzuwerfen habe, möchte ich mir auch nichts gegen dem Lande vorzuwerfen haben, sondern am Ende ruhig von meinem Amte abtreten. Ansonst Sie mir keine grössere Wohltat erzeigen können, als wenn Sie mich von dem nun diese Zeit her lästig gewordenen Amte entlassen. Schwer geht dies Wort von meinem Herzen, aber es fliesst aus den Umständen. Ihre Willfährigkeit wird für mich der angenehmste Beweis Ihrer Gewogenheit und Güte sein, die ich jederzeit erkannte und auch im Privatstand mir beizubehalten trachten werde.“

Die Verhältnisse waren weit davon entfernt, der Regierung die Entlassung ihres Vollziehungsbeamten zu gestatten. Vielmehr verschlimmerte sich infolge der gerade in diese Zeit fallenden Einführung der neuen Verfassung die Lage derart, dass von den Führern der Bewegung eine *Landgemeinde* abgehalten wurde und Bernold endlich selber kräftige Massregeln von der Regierung verlangte. „Das Schicksal unseres Landes sei Ihnen im Namen aller Treuen, Stillen und Redlichen im Lande ans Herz gelegt.“

Nun kam die eidgenössische Exekution und in ihrem Gefolge ausserordentliche Insurrektionskosten und Strafen, die auf vielen Familien schwer lasteten. Der Statthalter wurde wieder nicht müde, für Einzelne sowohl als für ganze Familien und Gemeinden Fürbitte einzulegen.

Fünf Jahre lang tat Bernold sein Möglichstes und gab sich Mühe, die Zinsen der in Terminen abzubezahlenden Insurrektionskosten einzuziehen; es war sichere Hoffnung, dass in bestimmt vorauszusehender Zeit alles berichtigt werden würde. Da erhielt er am 14. Mai 1819 von der Regierung einen Befehl zur Zinseinziehung, der ihn *in solidum* für den Bezug und die Einsendung des Zinses verantwortlich machte, *unter Bedrohung persönlicher Exekution*, wenn er den Betrag nicht bis Ende des Monats baar an das Finanzbüreau einsende. „Was konnte ich nun tun?“ heisst es in seiner Antwort. „Mir war von Ihnen gegen die Säumigen kein anderes Hülfsmittel an die Hand gegeben, als der zu keiner Barschaft führende und mit Langsamkeit begleitete Schuldentrieb; ich aber, Ihr 16-jähriger treuer Beamter, war zum gemeinen Einzieher herabgewürdigt, *in solidum* zur Einsendung des ganzen Betrages ohne einige Rücksicht verfällt und mit persönlicher Exekution bedroht. Da ich Ihre Befehle, so lang es mir möglich ist, vollziehe und ehre, tat ich es auch diesmal noch, und um mich nicht vor dem Angesichte des ganzen Kantons öffentlich exekutieren und so meinen bisherigen amtlichen Ruf unwiederbringlich lädieren zu lassen, übersandte ich vor acht Tagen aus meiner wenigen vorrätigen Barschaft zur Ergänzung des ganzen Betrages des Zinses fl. 754. 36 kr. an das Finanzbüreau. — Wenn ich nun Ihren hohen Auftrag recht verstehe, so solle bis Martini das Kapital samt Zinsen ganz bezahlt werden. Da der Bezug eines einfachen Zinses so viel zu tun gab und mich einer solchen Gefährdung aussetzte, bin ich zum voraus überzeugt, dass der Bezug des ganzen Kapitals, fl. 24,470 samt 1½ Zinsen vollends unübersteiglichen Hindernissen unterworfen sein wird, die es mir unmöglich wäre zu besiegen in einem so geldlosen

Ländchen. Und wenn Sie, hochgeehrte Herren, mir dann einen gleichen Befehl, wie der vom 14. dies war, zugehen lassen würden, dass ich in einem angesetzten kurzen Termin das Kapital samt Zinsen bezahlen und einsenden solle bei Strafe persönlicher Exekution, so wäre es um mein ganzes Vermögen, häusliches Glück, amtlichen Ruf, Ehre und guten Namen geschehen. Dass ich nun als Hausvater und Mann von Ehre und bisher unbescholtinem amtlichem Rufe mich einer so grossen Gefahr nicht blosstellen darf, werden Sie nach Ihrer Umsicht und Milde gegen jeden Kantonsbürger, so gewiss auch gegen mich wohl begreifen. Um mich also einer solchen Gefahr zu entziehen, bin ich gedrungen, von Ihnen meine Entlassung vom Amte zu begehrn, welche Sie mir um so füglicher jetzt erteilen können und werden, da mit Ende des künftigen Monats das Amtsjahr zu Ende geht. Drei Jahre habe ich nun die Statthalterstelle verwaltet, nachdem ich zuvor 13 Jahre Ihr Vollziehungsbeamter war. Ich schweige ganz von meiner Persönlichkeit und von allem, was ich als Beamter geleistet, getan, gelitten habe. Es ist nicht an mir, es zu würdigen. Nur gibt mein Gewissen mir Zeugnis, dass ich dem Vaterland meine Schuld redlich abgetragen habe. Ich bringe daher auch gern ihm dies Opfer und erwarte, wenn ich noch etwas um dasselbe und Sie, als Regierung und meine Obern, verdient habe, von Ihnen desto zuversichtlicher meine Entlassung, wofür ich Ihnen als für Ihre letzte Wohltat dankbar sein und auch im Privatstande fortfahren werde, mich als guten Bürger zu bezeigen und den Segen des Himmels über den Kanton und die Regierung herabzuflehen.“

Die Antwort der Regierung, die sich auf den bestimmt ausgesprochenen Willen des Grossen Rates berief und den Statthalter natürlich nicht entliess, und noch mehr die Lage des Bezirkes, welche nunmehr die Regierung selber zwang, die Maximen ihres Beamten als die ihrigen anzuerkennen, gaben Bernold schliesslich volles Recht, und er hatte die Genugtuung, dass seine Obrigkeit im Jahre 1821, als das ganze Insurrektionsgeschäft endlich abgewickelt war, ihm ihren besonderen Dank in den ehrendsten Formen auszudrücken sich veranlasst sah.

Indem wir das Verdienst Bernolds um den Wiederaufbau des am 8. Dezember 1811 gänzlich niedergebrannten Städtchens Sargans nur beiläufig erwähnen, verweilen wir noch einen Augenblick bei seinen nicht weniger energischen und von Erfolg gekrönten Bemühungen für das Strassenwesen seines Bezirkes. Damit muss es bei Gründung des Kantons schlimm ausgesehen haben. Denn schon im Jahre 1803 schreibt er an den Kleinen Rat: „Gute Strassen gereichen einem Lande zur Bequemlichkeit und Ehre. Bei uns, in unserem Distrikt, haben sie Reparatur nötig, namentlich ist die Schollbergstrasse in gänzlichem Verfall.“ Und im folgenden Jahre meldet er, dass er bei kürzlich abgehaltener Inspektion der Strassen dieselben in den meisten Kreisen einer Reparatur bedürftig gefunden habe, die er jetzt, da die dringendsten Herbstgeschäfte vorüber seien, den Gemeinderäten anbefehlen werde. „Zwar tue ich es ungern, indem ich die Einwürfe voraussehe, die man mir zu Ihren Handen mit Grund machen wird und stets macht über den Widerspruch, andere zur Verbesserung der Strassen anzuhalten, und dagegen die obrigkeitlichen Strassen, die nicht schlechter sein könnten, je mehr und mehr verfallen zu lassen, indessen aber dennoch Zoll und Weggeld zu beziehen. Ich berufe mich aber hierfalls auf meine vorhinigen Amtsberichte und will doch endlich einmal von Ihnen gewärtigen, dass Sie diesem schreidenden Bedürfnis abhelfen und den gerechten Wunsch des Distrikts erfüllen.“

Uebrigens scheint Bernolds Wirksamkeit in dieser Beziehung eine ähnliche gewesen zu sein, wie bei der Lintkorrektion. Er war der beredte Vorfechter seines Bezirkes, für den er

ohne Zweifel auch im Grossen Rate und wo er sonst Anlass fand, eingetreten ist. Namentlich die Schollbergstrasse lag ihm am Herzen; sie war derart in Verfall geraten, dass der Transit über diese Strecke fast gar nicht möglich war und darum den Weg durch's Lichtensteinische eingeschlagen hatte. Es gieng freilich lange, bis die Regierung ernstlich Hand ans Werk legte, nachdem von verschiedenen Seiten, u. a. auch von Escher und Tulla, Gutachten eingeholt worden waren. Anfangs der 20ger Jahre wurde der Bau durch den Staatsrat *Poccobelli* und dessen Stellvertreter *Negrelli* ausgeführt und im Mai 1822 eingeweiht. Das Gedicht, das bei dem Anlass eine Tochter des Landes vortrug, wird wohl auch von Bernolds Hand sein; wenigstens findet es sich in seinen eigenhändigen Aufzeichnungen:

Nicht zufrieden, Walenstadt
 Vom Untergang zu retten, der Gefahr
 Der gänzlichen Versumpfung zu entreissen —,
 Dann auch Sargans verschönert aus der Asche
 Ersteh'n zu lassen, wurden Sie nicht müd,
 Im Wohltun fortzufahren, wagten es,
 Beschlossen es, vollendeten es auch,
 Was frühere Regierungen umsonst
 Versuchten: jene schroffe Felsenwand
 Des Schollbergs zu verlassen und am Fuss
 Des Bergs durch Kunstfleiss einen sichern Pfad
 Mit kühner Hand, doch weisem Sinn zu bahnen,
 Dass nun besiegt ist die Gefahr, besiegt
 Die Hindernisse alle, dem Gewerb',
 Der Handelswelt sich nun ein leichterer Weg
 Eröffnet, jede Schwierigkeit verschwand.
 So lobt das Werk den Meister und den Schöpfer
 Des Werkes, die Regierung des Kantons.

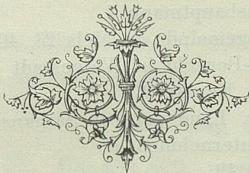
Das bewegte Jahr 1830 fand den nunmehr 65jährigen immer noch an seiner alten Stelle. Zwar in den Verfassungsrat gewählt, vermochte er, wie zu erwarten stand, den neuerdings und jetzt mit grösserm Erfolge auftauchenden demokratischen Forderungen keine Sympathie entgegenzubringen; trotzdem ernannte ihn im Jahr 1831 die zum ersten Mal versammelte Bezirksgemeinde wieder zum Bezirksamman. Er hielt noch eine dreijährige Amts dauer aus; dann erklärte er im Jahre 1834 vor versammelter Bezirksgemeinde in ergreifender Rede seinen Rücktritt von allen seinen Staatsämtern, um den letzten Lebensabend sich und seiner Familie zu gönnen.

Von seinen beiden Töchtern war die eine mit einem *Dr. Hager* in Ragaz, die andere mit dem noch lebenden Verwaltungsrat *Lendi* von Walenstadt verheiratet; der älteste Sohn *Joseph Franz* starb ein Jahr vor dem Vater als Regierungsrat; der zweite, *Joseph Anton*, war Major und Kreiskommandant und starb im Jahre 1881 auf Nidberg; *Joseph Leonhard* endlich, geboren 1809 und gestorben 1872, ist der unter uns in lebhafter Erinnerung stehende Oberst und Nationalrat Bernold. Aus seiner Feder ist das kurze und prägnante Bild seines Vaters geflossen, das er für den Verfasser der St. Gallischen Jahrbücher verfasst hat, und das unsre Darstellung beschliessen mag:

„Meines Vaters Leben war so bewegt, als die Zeit, in welcher er lebte. Wie die fränkische Revolution den Erdball teils zertrümmerte, teils wieder aufbaute, so schlug sie auch meinem Vater seine häusliche Welt in Trümmer und richtete sie wieder auf in wechselndem Geschick. Die Leiden, die sie brachte, entkräfteten ihn aber nicht, sondern sie leiteten ihn vielmehr zur Handlung und Tatkraft, die ihn nie verliess. Die Wissenschaft, deren treuer Jünger er

unwandelbar blieb, war seines Geistes Heimat, die Religion Jesu seiner Seele Höchstes und Tiefstes, eine Verheissung des Ewigen in geläuterter Anschauung. In der Dichtung suchte er Schönheit, in der Menschheits-Geschichte Wahrheit, und in der Religion Güte und Weisheit des Lebens. Ein reiches Wissen stand ihm zu Gebot, solchem erhabenem Ziele nachzustreben. In seiner stillen Kammer, aus welcher ihn nur Amtsgeschäfte, selten etwas anderes zogen, lebte er in einer wahren Geisterwelt, mitten unter den Geistern Griechenlands und Roms, Italiens und Frankreichs, Englands und Deutschlands, welche seinem grossen Gedächtnisse inne wohnten. Die Dichter waren seine Lieblinge, die Geschichtschreiber seine Freunde, die Weisen in Religion und Staat seine Lehrer. Er lebte ganz seiner Familie als bester Vater, einfach und zurückgezogen, mit seltener Regelmässigkeit und Ordnungsliebe, in seinem Hause gesellig und gastfreundlich. Die ganze Hauswirtschaft überliess er getrost der sorgsamen Gattin und blieb dadurch ungestört in seinem Amts- und Geistesleben. Sein Charakter war rasch und schnell im Empfangen jeglichen Eindrucks, feurig, warm und begeistert im ersten Wiedergeben und Erwiedern, für die Dauer aber mild und versöhnlich, doch treu und fest. Im öffentlichen Leben war er wohlwollend und gemeinnützig, unerschrocken und aufopfernd.“

„Am 4. Mai 1841, morgens 7 Uhr, wenn der erste Strahl der Sonne über die hohen Berge in das tiefe Tal heruntersteigt, stieg er scheidend von diesem Leben der Dämmerung auf zu jenem Leben des Lichtes auf der Strahlenleiter der Morgensonne.“



Namen- und Sachregister.

- Amerikanische Union 20.
Amstein, Dr., aus Zizers 9.
An den Leser 11.
Anselm II., Abt von Salem 2.
Bardentum 12.
Bärenjagd im Kalfusertal 36.
Baumgartner 34.
Bernold, Franz Joseph Benedikt, der Barde:
I. Jugend 1—7.
II. Bildung, Freundschaft, dichterische Tätigkeit 7—15.
III. Abordnung nach Frauenfeld, Prozess, Lebenserinnerungen 15—19.
IV. Revolution 19—30.
V. Vollziehungsbeamter 30—36.
VI. Lintunternehmen, Aufstand v. 1814, Strassenwesen, letzte Tage 36—43.
Bernold, Joseph Anton 1, dessen Enkel, desselben Namens 42.
Bernold, Joseph Franz 42.
Bernold, Joseph Leonhard 42.
Bernold, Leonhard 1.
Bernold, Maria Martha 1.
Bernold, Maria Ursula 8.
Besançon 7.
Bettagsmandat 34.
Bronner, Franz Xaver 9.
Brunschweiler von Hauptwil 29.
Cavasini, Oberst 27.
Diogg 9, 16, 28.
Denis 6, 12.
Erzähler, Organ Müller-Friedbergs 15, 31, 38.
Erziehungsrat des Kantons Lint 30, des Kantons St. Gallen 34.
Escher von der Lint 37, 42.
Fäsi, Professor 29.
Flugschriften 19, 25, 26.
Freiburg im Uechtland 6.
Gallati, Joh. Baptist 27, 39.
Gellert 6.
Gessner 6.
Gesunder Menschenverstand 19.
Goethe 27.
Grass, Karl 10.
Garadur 13.
Gruber, General 29.
Gugelberg, Oberst in Maienfeld 33.
Hagedorn 6.
Hager, Dr. in Ragaz 42.
Haller, A. v. 6.
Hautli, Nepomuk, aus Appenz. 9, 10.
Hess, Joh. Jakob 10.
Hirzel, Hans Kaspar, Vater und Sohn 10, 18, 29.
Hofmeister aus Zürich, Landvogt in Sargans 18, 24, 29.
Horaz 12, 28.
Huber, Justus Franz 32.
Huber & Co., Buchhandlung 15.
Hülfsverein für die bedrängten Rheinanwohner 34.
Kaiser, Ludwig, von Stanz 9, 12.
Karl, Erzherzog 29.
Klopstock 12.
Landeshauptmann 7.
Landsgemeinde zu Mels 23, 40.
Lendi-Bernold in Walenstadt 42.
Lendi, Kaplan 2.
Letter, Landvogt von Sargans 17.
Lintunternehmen 36.
Mably 19.
Marti, Arzt aus Glarus 9.
Müller, Hauptmann 29.
Müller, Pfarrer in Vättis 33.
Müller, Joh. v. 14, 20.
Müller-Friedberg 15, 30, 31, 34.
Museum, Schweizerisches 15, 36.
Napoleon I. 39.
Negrelli 42.
Nidberg 2, 29.
Niklaus von der Flüe 25.
Noch ein Blick auf das alte Sarganserland, Flugschrift 26.
Notabelnversammlung 30.
Oberli 27.
Paine 19, 20.
Pfävers 16, 31, 33, 34.
Poccobelli 42.
Rahn, Chorherr aus Zürich 10.
Reinhard, Landammann 37.
Rheinfall 16.
Riva 8.
Rousseau 11, 19.
Salem, Salmansweiler 2, 18.
Sargans, Brand von 1811, 41.
„ Aufstand von 1814, 39.
Schirmer, Agricola 9.
Schollbergstrasse 42.
Schultheiss von Walenstadt 7.
Schulwesen 26, 34.
Sièyes 19.
Spaziergänge des Barden 13.
Spiegler, Alois 9.
Stadlin, Dr., Karl, in Zug 9.
Stammler, P. Karl 9.
Steiger, Schultheiss 29.
Steinmüller 37.
Strassenwesen 41.
Tellade 14.
Tellina 10, 13, 15, 36.
Tulla, Oberingenieur 38, 42.
Utz 6.
Vättis 33.
Vogel, P. Ignaz 6.
Walenstadt, Brand von 1799, 27.
„ Schulwesen 34.
„ Entsumpfung 36.
Weihe des Barden 13.
Weitenauer 6.
Wetter'sche Familie aus Herisau 29.
Wielands Oberon 28.
Würsch, Maler aus Unterwalden 9.
Wyss, Zürcher Gesandter am Syndikat zu Frauenfeld 18, 19.
Zugenbühler, Dr. med. 29, 37.
Zürcher Freunde 10.
Zuruf eines Sarganserländers 25.